Der Kinderfreund.

Ein Lesebuch

zum Gebrauch
in Landschulen,

von
Friedrich Eberhard von Rochow,
Erbherrn auf Reckan ꝛc. ꝛc.

Zweyter Theil.

Frankfurt, 1783.

Inhalt.

1. Ein Räthsel. Seite 1
2. Der Unverschämte. ebend.
3. Der Prediger und die Zuhörer. 2
4. Die Zugvögel. 3
5. Wohlseyn. Ein Gespräch. 5
6. Die beyden Schulkinder. 6
7. Das Kind und der Vater. Ein Gespräch. 7
8. Die Tugend ist eine lange Gewohnheit. 9
9. Der Geschickte. 11
10. Aergerniß. ebend.
11. Nächstenliebe. 12
12. Der Menschenfreund. 13
13. Schicksal. 14
14. Schaden der Unwissenheit. 15
15. Vom Wesentlichen und Zufälligen. 16
16. Vom Nutzen des richtigen Denkens beym Ackerbau. 17
17. Vom Nutzen des richtigen Denkens bey der Viehzucht. 19
18. Die gute Schwester. 20
19. Auch an die Nachkommen muß man denken. 21
20. Die Kunst ohne Reue fröhlich zu seyn. 22
21. Frage eines Schulkindes an seinen Lehrer. 23
22. Der Pachtlustige. 25
23. Die schlechte Hauswirthinn aus Unreinlichkeit. ebend.
24. Der Abwendigmacher. 26
25. Der Eigensinnige. 28

Inhalt.

26. Der grosse Zank aus kleinen Ursachen. S. 28
27. Der Todtschläger. ebend.
28. Das übel angewandte Sprüchwort. 29
29. Ein magrer Vergleich ist besser, als ein fetter Proceß. ebend.
30. Die Bienenzucht. Ein Gespräch. 30
31. Verachtung des Gemeinenbestens bringt oft eignen Schaden. 32
32. Die bösen Scheundrescher. ebend.
33. Der Verschwender. 34
34. Der Geizige, als der größte Thor. ebend.
35. Die schädliche Erbschaft. 35
36. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz. 36
37. Die Kleinigkeit. 37
38. Die schädliche Cur. 38
39. Der gute, aber nicht geglaubte Rath. 39
40. Das thörichte Kind. 41
41. Die Hausmittel. ebend.
42. Gesundheit und Krankheit. Ein Gespräch. 46
43. Bekanntmachung eines Mittels, die Blattern ohne grosse Gefahr zu bekommen. Ein Gespräch. 48
44. Von den Mitteln Todtscheinende zu retten. 52
45. Von den Kennzeichen des gewissen Todes. 57
46. Von Nahrungsmitteln. 58
47. Von wahren und falschen Freunden. ebend.
48. Groß und klein. 60
49. Die Wahrheit. 61
50. Die Reisenden. ebend.
51. Der Taschenspieler und der Bauer. 62
52. Der neue Pflug. 63

53. Mar-

53. Martin und sein Lehrer. S. 63
54. Die Aufhebung der Gemeinheiten. Ein Gespräch. 67
55. Die Stallfütterung des Rindviehes. Ein Gespräch. 69
56. Der Halsstarrige oder Widerspenstige. 71
57. Der Höfliche und Bescheidene. 72
58. Das ordentliche Dorf. 73
59. Der Schulze. 74
60. Naher Vortheil bringt oft entfernten Schaden 75
61. Der durch Unordnung verarmte Bauer. 76
62 Wodurch du sündigst, dadurch wirst du gestraft. 76
63. Fleiß bleibt selten unbelohnt. 77
64. Der Seidenbau. Ein Gespräch. ebend.
65. Das Korn ist wohlfeil. 79
66. Von den Eigenschaften eines guten Hirten. ebend.
67. Die Aufhetzerinn. 80.
68. Die Kommunicanten. 81
69. Die großmüthigen Soldaten. ebend.
70. Der Freund in der Noth. 82
71 Vom Unterschied zwischen Muth und Frechheit. 83
72. Mäßigkeit. Ein Gespräch. 84
73. Der gewissenlose Wittwer. 87
74. Die Stiefmutter. 88
75. Die schlimme Frau. ebend.
76. Die Lerche. Eine Fabel. 89
77. Glückseligkeit. 91
78. Der zufriedne Hausvater. 93
79. Die Insel Terra. ebend.
80. Aberglauben. 96
81. Ich habe mich in der Ursach geirrt. 97

82. Das entdeckte Gespenst. 99
83. Der Bibelleser. 100
84. Der Zuhörer, wie er seyn soll. 101
85. Anton. 102
86 Die Wiedererstattung. ebend.
87. Der Herr kommt. 104
88. Vom glauben und nicht glauben. Ein Gespräch. 105
89. Vom recht thun. Ein Gespräch. 108
90. Selbstprüfung. Ein Gespräch. 111
91. Der Herr und der Gärtner. 115
92. Der Frühling, ein Bild der Auferstehung. 116
93. Auslegung des vollkommensten Gebets. 120
94. Von der Seligkeit. 121
95. Das Examen. 123
96. Von Gottes Segen. Ein Gespräch. 125
97. Des Alten Theil. 126
98. Erkenntnißprüfung über allgemeine Religionswahrheiten. 127
99. Erkenntnißprüfung über den Inhalt merkwürdiger Worte. 132
100. Merkwürdiger Stoff zum Unterricht in kurzen Sätzen. 137
101. Beytrag zur Erkenntniß der Lehre Jesu. 141
102. Der Abschied. 147
103. Morgenlied einer frommen Magd. 148
104. Morgenlied des frommen Knechts. 149
105. Lied des frommen Säemanns. 150
106. Lied des frommen Tagelöhners. ebend.
107. Abschiedslied eines frommen Soldaten. 153

1. Ein Räthsel.

Es giebt ein Ding in der Welt, das kann gutes thun und böses unterlassen, wenn es will. Weil es aber gemeiniglich nicht will, so giebt es vor, es könne nicht. Wenns ihm übel geht, dann klagt es. Wer ihm die Ursachen entdeckt, woher sein Uebel kömmt, den mag es nicht leiden. Seiner Wohlfarth Mittel sind ihm bekannt, und doch mag es sie nicht anwenden. Andre große Mühe scheut es nicht so sehr, als die geringere Bemühung, sich höchst glücklich zu machen. Und doch ist Glückseligkeit sein Wunsch, und beständiges Verlangen. 1. B. Mos. 4, 7. Sir. 15, 14-17. Matth. 23, 27. Jer. 10, 19. Joh. 8, 42-59. Matth. 11, 30.

2. Der Unverschämte.

Ein Herr hatte einem verarmten Unterthan sein Ackergut Schuldenfrey gemacht, Sommer- und Wintersaat bestellt, ihm das nöthige Vieh, und alle Werkzeuge zur Arbeit, tüchtig und neu gegeben, und dabey versprochen: in außerordentlichen Fällen ihm seine Hülfe nicht zu versagen. Wenn der Unterthan diese Mittel nun alle gebraucht, und fleißig gearbeitet hätte; so müßte nothwendig sein Wohlstand zugenommen haben. Das that er aber nicht. Er nahm das Seinige nicht in Acht, sondern war faul und liederlich. Als er nun hier-

durch bald in Noth gerieth, gieng er zum Herrn und bat, daß er ihm doch, wie er versprochen hätte, helfen oder vor der Armuth schützen möchte. „Ich habe dir schon „geholfen, antwortete der Herr, als ich dir alle Mittel „gab, deinen Zustand zu verbessern. Du aber mußtest „diese Mittel anwenden und brauchen wollen. „Ausserordentliche Unglücksfälle haben dich nicht betrof„fen. Das aber habe ich nicht versprochen, daß ich auch „täglich für dich deine Berufsarbeit thun wollte: denn „diese konntest und mußtest du selber thun."

So unverschämt, wie dieser Unterthan gegen seinen Herrn, handelt der Mensch gegen Gott, wenn er alles, was Gott ihm bereits gegeben, und seinetwegen schon gethan hat, weder achtet, noch gebraucht; und dennoch stets bittet, daß Gott ihm doch seinen Geist geben, ihn fromm machen, oder ihn vor der Sünde, die er doch gern begeht, bewahren wolle, Luc. 8 14.

3. Der Prediger und die Zuhörer.

An einem gewissen Orte war ein Prediger, in dessen Predigten die Zuhörer oft schliefen, weswegen er denn fast in jeder Predigt seinen Unwillen bezeigte. Dieser Prediger starb. Sein Nachfolger bemerkte die böse Gewohnheit mit Betrübniß. Er ließ die Schläfer zu sich kommen, und stellte ihnen die Unnützlichkeit auch der besten Predigt, für nicht zuhörende oder gar schlafende Menschen, vor; ingleichen das böse Beyspiel, welches sie ihren Kindern damit gäben. „Ach lieber Herr „Prediger, antworteten die Leute, es thut uns recht „leid, daß wir schlafen, aber wir können es nicht las„sen. Kaum sitzen wir eine Weile da, und wollen recht „zuhören; so ists, als wenn uns etwas die Augen zu„drück-

„drückte." Hört, lieben Leute, sagte der Prediger, „wenn ihr mir folgen wollt, so sollt ihr der bösen Ge„wohnheit bald los werden. Steht auf, so bald ihr Müdigkeit merkt, und wer da wacht, der wecke „seinen einschlafenden Nachbar." Sie folgten ihm, und keiner schlief fortan mehr in der Kirche.

Gott hat die menschliche Natur so eingerichtet, daß der Mensch dem Reize zum Bösen widerstehen kann, und wer aus allen Kräften widersteht, dem wird Gott den Sieg nicht vorenthalten. Stand z. E. hier das Mittel wider eine böse Gewohnheit, nicht völlig in des Menschen Macht?

Lehre, wie mans machen muß, des Bösen los zu werden, und das Gute zu thun; so wird dein Lehramt gesegnet seyn. 1 Cor. 6, 11. Tit. 2, 11. 12.

4. Die Zugvögel.

Wilhelms kleiner Sohn, Karl, kam einst zu seinem Vater und sprach: „Ich habe heute schon „unsere Schwalbe gesehen, die immer an unserm „Dache nistet, und so schön singt."

Vater. Sahst du auch, wie gestern Abend die Mücken spielten?

Karl. O ja; aber was hat das mit den Schwalben zu thun?

Vater. Sehr viel; denn die Mücken sind der Schwalben Nahrung.

Karl. Auch unser Storch auf der Scheine ist schon gekommen.

Vater. Dann werden auch gewiß Frösche genug da seyn! und die Schlangen werden ihre Löcher in der Erde längst verlassen haben.

Karl. Kommen denn alle Thiere nicht eher, als bis ihre Nahrung da ist?

Vater. Nicht eher. Du weißt, mein Sohn, daß es vielerley wilde Vögel giebt. Einige darunter leben von Körnern und Gewürmen zugleich, diese bleiben denn meist hier. Andere leben blos von Gewürmen, und diese fliegen fast alle gegen den Winter von uns, und nach solchen Ländern hin, wo es wärmer bleibt, und also das Gewürm nicht nöthig hat, der Kälte wegen sich zu verkriechen. Wenige Arten derselben, wozu die Schwalben gehören, versenken sich in das Wasser, wenn ihre Nahrung im Herbst aufhört, und schlafen da den Winter hindurch.

Karl. Und dann kommen diese Vögel gegen den Frühling wieder, wenn sie merken, daß was zu essen für sie da ist?

Vater. Ja, wie du siehst, mein Sohn! Wer mag aber die Thiere das wol gelehrt haben? Den Storch, daß er sein Nest, und die Schwalbe, daß sie das Dach ihres freundlichen Wirths wieder findet?

Karl. Wer wollte sie das gelehret haben, als der liebe Gott.

Vater. Recht, mein Sohn! Gott hat den Thieren so viel Gutes gegeben, wie sie als Thiere nur gebrauchten. Wenn du nun die Zugvögel wieder siehst, dann denke stets: „Gott trägt die Speisen auf, eh seine „Gäste kommen — das muß ein lieber Gott seyn, der „so für alles sorgt. Auch für die Menschen wird er gewiß ebenfalls gesorgt haben" Denn sieh, mein lieber Karl, auch für dich hatte Gott **zuvor** gesorgt, daß du Milch fandest, die dich nährte, da du bey deiner Geburt eben auch als ein fremder Gast ankamst, und

keine

keine andere Speise dich so gut nähren und erhalten konnte.

Was meinst du wol, Karl, was wolltest du Gott für eine so große Wohlthat wohl geben?

Karl. Ich? — Ich habe nichts, das ich geben kann; aber ich will Gott liebhaben. 1 Joh. 4, 19.

5. Wohlseyn. Ein Gespräch.

Der Lehrer.

Gieb Acht, Karl, ich werde dir einen schönen Vers vorsagen:

Weisheit richtet unsern Sinn
Auf das wahre Wohlseyn hin.
Daß wir nicht des Zwecks verfehlen,
Oder Mittel unrecht wählen!

Karl. Lieber Lehrer, was heißt wahres Wohlseyn?

Lehrer. Wie ist dir, wenn du gesund bist?

Karl. Wohl, sehr wohl.

Lehrer. Und wie ist dir, wenn du deinen Aeltern Verdruß gemacht, oder dich mit deinen Geschwistern und Gespielen veruneinigt und gezankt, oder dir selbst durch Unmäßigkeit und Leichtsinn an deiner Gesundheit Schaden gethan hast?

Karl. Dann bin ich verdrießlich und unlustig.

Lehrer. Was wird nun zum wahren Wohlseyn erfordert?

Karl. Daß ich durch meine Schuld weder **krank** noch **verdrießlich**, sondern gesund und froh sey.

Lehrer. Recht! Doch wäre nicht eins von beyden schon hinreichend zum wahren Wohlseyn? z. E. Wenn du gesund, aber verdrießlich, oder zufrieden, aber krank wärest?

Karl. Nein, lieber Lehrer, beydes muß wol beysammen seyn, wo ein wahres Wohlseyn ist. Aber was thut nun die Weisheit dazu?

Lehrer. Sie lehrt uns, sowol das Beste zum Zweck wählen, als auch die rechten Mittel kennen, wodurch wir den guten Zweck erlangen. Was ist denn wol dein Hauptzweck?

Karl. Es soll mir zeitlich und ewig wohl gehen.

Lehrer. Ich werde sehen, ob es wahr ist, wenn ich die Mittel beobachte, deren du dich bedienst, um diesen Zweck zu erreichen.

Karl. Helfen Sie mir, lieber Lehrer, mit ihrem Rath, wenn ich die unrechten Mittel wählen sollte, und Gott wird mir ja auch helfen.

Lehrer. Von dieser Seite kannst du gewiß seyn, daß dir geholfen wird. Aber werden dir auch unsre Mittel gefallen? Wirst du nicht oft dein Ziel dir verrücken lassen?

Karl. Eben deswegen will ich mich bemühen, recht verständig zu werden; damit ich nicht durch Irrthum und falschen Schein bethört, oder von Sinnlichkeit und böser Lust verleitet werde

Lehrer. Thue das, mein lieber Karl, und wenn dir dann Weisheit noch mangelt; so bitte Gott, und du wirst sie erhalten. Sir. 6, 33-37. Ep. Jac. 1, 5.

6. Die beyden Schulkinder.

Zwey Schulkinder fragten einander, was sie für ein Spiel spielen wollten. Karl, der der Aelteste, aber nicht der Klügste war, sprach: „Komm! wir wollen aufs „große Eis gehen, und glitschen." Der kleine Wilhelm war klüger, und sagte: „Karl, dahin gehe ich „nicht mit. — Es hat erst wenige Tage gefroren. —

„Ich

„Ich habe noch keinen großen Menschen auf dem Eise „gesehen. — Du kannst ins Wasser fallen." — Doch Karl nahm seinen Anlauf. — Als er aber auf die Mitte kam, da brach das Eis; er kam zu Schaden, und kaum ward er mit großer Mühe, noch gerettet.

Karl war nun zwar auch belehrt, aber durch Schaden: Wilhelm hingegen (welches doch weit besser ist) wurde durch verständiges Nachdenken vor Schaden behütet. Sir. 6, 18. 33.

7. Das Kind und der Vater.
Ein Gespräch
Das Kind.

Aber lieber Vater, warum betet ihr immer, und warum beten wir nicht laut vor dem Tisch, wie unsers Nachbars Fritze thut und die kleine Marie?

Der Vater. Kinder können noch nicht beten.

Kind. Warum nicht, lieber Vater? Seht nur, ich kann die Hände falten, und die Worte will ich schon auswendig lernen.

Vater. Das heißt nicht beten, mein lieber Karl!

Kind. Was heißt denn beten? O sagt mirs doch, lieber Vater! Ich wills so gerne wissen.

Vater. Beten heißt, mit Gott reden. Ihm für gegebene Wohlthat, oder für abgewendete Noth danken, ihm Gehorsam versprechen, und um fernern Beystand und Segen bitten. Das alles verstehst du nun nicht, also kannst du auch nicht beten.

Kind. Ja das verstehe ich wol, und wenn ich nun sagte: Ich danke dir, lieber Gott, daß du mirs heute so wohl schmecken lässest, laß mirs ferner wohl schmecken! wäre das kein Gebet, lieber Vater?

Vater. Du willst doch damit so viel sagen, als: Lieber Gott! meine Gesundheit, oder, daß ich mit Lust essen kann, ist dein Geschenk, das hab ich von dir. Erhalte mich ferner gesund, lieber Gott!

Kind. Ja, lieber Vater, das mein ich damit, ich weiß es nur nicht gleich so recht zu geben.

Vater. Darauf kömmt es nun eben am wenigsten an, mein Sohn, sondern darauf: ob mans auch recht meynt? Ob man auch glaubt, daß z. E. die Gesundheit und alles Gute von Gott kömmt, und daß man ihm billig dafür danken müsse? — Nur eins fehlt noch an deinem Gebet —

Kind. O sagt mirs doch, lieber Vater! Ich wollte gar zu gerne beten können.

Vater. Das ists: Du hast Gott in deinem Gebet nichts versprochen. Als du sagtest: Gesundheit hättest du von Gott, wenn dir doch dabey eingefallen wäre, wozu du dieses Geschenk, diese Gesundheit brauchen wolltest? Denn wer einem etwas schenkt, der will doch auch wol, daß man das Geschenk gut anwende?

Kind. Gewiß, das hab ich vergessen, lieber Vater! Ich will also künftig so beten: Lieber Gott! ich danke dir für deine viele — viele Wohlthat, und auch für meine Gesundheit. Gieb mir Verstand daß ich sie gut gebrauche!

Vater. So ist es recht. Nun sehe ich, daß du beten kannst; und von nun an darfst du auch laut vor dem Tisch beten. Besinne dich nur allemal eine Weile vorher, ehe du betest, wofür du Gott danken, welchen Fehler du ihm abbitten, was du ihm versprechen, und was du von ihm bitten willst. Wenn du das nicht vergissest, und was du im Gebete Gott versprichst, auch hältst; dann wird Gott dein kindliches Gebet gewiß immer

gnädig

gnädig annehmen. Und weil er so gern wohl thut, die stets mehr Gelegenheit, ihm zu danken, verschaffen. 1 Joh. 3, 21. 22.

8. Die Tugend ist eine lange Gewohnheit.

Wilhelm hatte seine Kinder so gewöhnt, daß sie stets nützlich beschäftigt seyn wollten, aber nicht stets bey einerley Arbeit.

Erst war die Schule; nach der Schule allerley eigentliche Arbeit, die nach ihren Jahren eingerichtet war; dann Erholungsstunden. Damit aber diese, in welchen die Kinder gemeiniglich die Zeit mit zwecklosen Spielen verschwenden, oder aus unberichtigtem Beschäftigungstriebe wirklichen Schaden thun, ihnen auch nützlich werden könnten; so sprach der Vater oft mit ihnen über alles, was seinen Garten und Feldfrüchten schädlich war. Er lehrte sie mancherley schädliche Gewürme und ihre Nester entdecken, den Reitwürmern, Feldmäusen, Maulwürfen, und Ratten nachstellen, und die nöthigen Fallen dazu verfertigen. Um dieses den Kindern noch mehr zur Lust zu machen, ward das ganze Revier ordentlich unter sie eingetheilt; und ein jedes gieng so oft es die Witterung, oder andre Geschäfte, zuließen, mit allen nöthigen Werkzeugen gerüstet, auf diese Jagd. Wessen Obstbäume dann in einer bestimmten Zeit am reinsten von Raupen, Nestern, Mooß und Wasserzweigen, wessen Wiesen am ebensten von Maulwurfshaufen waren, und wer die meisten getrockneten Köpfe von Mäusen, Ratten, Maulwürfen und Reitwürmern 2c. vorzeigen konnte, der ward durch ein kleines Geschenk belohnt, oder erhielt einen bessern Platz bey Tische.

Wilhelms Töchter hatten eine andre Anweisung, nützlich zu werden. Sie hatte die Mutter viel schädliche wildwachsende Pflanzen kennen gelehrt: von diesen reinigten sie in ihren Erholungsstunden, Garten, Wiesen und Aecker. Und zwar dergestalt, daß sie nicht etwa, wie gewöhnlich, das Kraut nur oben abpflückten, sondern sie gruben gleich mit kleinen schmalen Grabscheiden, die ganzen Wurzeln und Pflanzen aus, und besäeten die Stellen mit Saamen von guten Futterkräutern. Auch wußten sie, welche Kräuter, Blüten und Wurzeln für Krankheiten, bey Menschen und Vieh, dienlich waren, so wie die rechte Zeit sie zu sammlen. Wenn sie nun keine sitzende, oder häusliche Arbeit bey ihrer Mutter hatten; so waren sie doch schon als Kinder nützlich beschäftigt. Am Abend erzählte jedes Kind seine kleinen Begebenheiten des Tages, und holte dann über manchen zweifelhaften Fall den Rath seiner erfahrnern Aeltern ein.

Als nun auch einst davon geredet wurde, da sprach Wilhelms ältester Sohn Karl: „Aber, lieber Vater! „bald wird unser Feld kein schädlich Thier oder Kraut „mehr haben. Was fangen wir dann an?"

Vater. Dann wollen wir unsre Nachbarn bitten, daß sie uns erlauben, ihnen auch auf diese Art nützlich zu werden.

Sohn Ja, Vater, das wollen wir thun. Ich will auch gern nichts dafür haben, wenn ich mich nur ferner nützlich beschäftigen darf.

Nützlich kann man auf drey Arten werden.

Die erste ist, Schaden verhüten.

Die zweyte, Gutes hervorbringen.

Die dritte, das Gute, was schon da ist, verbessern oder veredlern.

Die

Die erste Art des nützlich werdens, schickt sich nun eigentlich für Kinder, und ihre angebohrne Thätigkeit kann bey dieser Richtung, allein zum Nutzen gelenkt werden; da sie sich sonst meistentheils (obwol ohne Schuld der Kinder) im Schaden thun und verderben äußert.

Kinder lassen sich zum Guten — gewöhnen! Spr. Salom. 22, 6.

9. Der Geschickte.

Martin hatte in der Jugend gelernt mancherley Ackergeräthe zu machen, und wenn in langen Winterabenden die andern jungen Leute mit Schlafen, Müssiggang und Thorheiten, die Zeit verdarben: so saß Martin und schnitzte allerhand nützliche Sachen. Auch hatte alles ein Geschicke, was er verfertigte, und man konnte sehr gut damit handthieren. Als er nun groß wurde, da ward er bald Meyer oder Hofmeister, denn er konnte auch gut säen; bekam mehr Lohn, und hatte noch sonst mehr Vortheile zu genießen, als andere Knechte.

Wer geschickt ist, den hält man werth. Sir. 10, 28.

10. Aergerniß.

Klausens Kinder hatten von ihrem Vater und Mutter nichts Gutes gesehen. Die Mutter war zanksüchtig und liederlich; der Vater oft betrunken, und trieb einen ordentlichen Handel mit gestohlnen, und andern unerlaubten Waaren, dabey denn seine arglistigen Anstalten (wovon seine Kinder oft Zeugen waren) es machten, daß er niemals ertappt wurde. Sein drittes Wort war fast ein Fluch oder Schwur, und eine ganze Reihe von bösen Sprichwörtern, die nach seinem Sinn waren, führte er stets im Munde, als:

Jeder

Jeder für sich, Gott für uns alle.
Geld ist die Losung.
Umsonst ist der Tod.
Harte Zeiten, harte Leute.
Dumme Diebe werden nur gehangen,
Lustig gelebt und selig gestorben.

Und wie die Thorheiten alle heißen.

Nun mochte der Lehrer und Prediger diesen Kindern noch so gute Lehren geben: das Beyspiel ihrer Aeltern, welches sie täglich hörten und sahen, wirkte viel mehr: und sie wurden schädliche Menschen. Klaus und seine Frau hatten also ihren Kindern ein Aergerniß gegeben, oder gemacht, daß die Kinder durch sie ärger wurden, als sie sonst wol nicht geworden wären.

Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kömmt! Matth. 18, 7.

11. Nächstenliebe.

Ein armer Reisender konnte im tiefen Schnee die Stadt nicht erreichen, sondern befand sich, als er, von Müdigkeit und Kälte betroffen, am Wege sitzend eingeschlafen war, in großer Gefahr, zu erfrieren. Zwey Bauern fuhren aus der Stadt nach Hause. Hans, der den ersten Wagen fuhr, sah den Schlafenden liegen. „Da liegt ein Mensch," rief er, „der ist entweder todt, „oder betrunken, „Christian, der den zweyten Wagen „fuhr, hielt gleich still, stieg ab, und versuchte lange, ob „er ihn aufwecken könnte; fand aber keine Bewegung „an ihm." „Komm, rief Hans, laß ihn liegen; was geht er uns an; wir müssen nach Hause." Nein, antwortete Christian ich habe in der Schule gehört, daß, wenn ein Mensch auch schon erfroren ist, ein vernünftiger Arzt ihn dennoch retten könne. Hilf mir ihn auf meinen Wagen laden,

ich

ich will zurück nach der Stadt fahren und ihn zum Arzt bringen." „Das wäre mir eben recht," antwortete Hans, „ich sitze hier einmal warm, und sollte mir die Füße wieder „kalt machen:" und damit fuhr er fort. Christian hob ihn also allein auf seinen Wagen, fuhr nach der Stadt zurück, und hatte die Freude, daß der verständige Arzt, zu dem er den Erfrornen brachte, ihn wieder herstellte.

Alle gute Menschen, als sie diese That erfuhren, liebten und lobten Christian; aber Hans ward, als ein Liebloser, verachtet.

Wer deiner Hülfe bedarf, der ist dein Nächster; dem sollst du helfen, wie du kannst. Luc. 10, 29-37.

12. Der Menschenfreund.

So lange Wilhelm im Soldatenstande lebte, bewies er sonderlich dadurch seine Rechtschaffenheit, daß er sich der jungen Leute oder Rekruten annahm, die von Zeit zu Zeit eingestellt wurden. Er wußte wol, wie leicht die Jugend verführt werden kann, und wie mancher liederlicher Mensch nicht eher ruht, als bis er auch andre verführt hat. Darum war Wilhelm bemüht, zuerst das Vertrauen der jungen Leute dadurch zu gewinnen, daß er ihnen allerley Gefälligkeiten erwies. So zeigte er ihnen z. E. die Vortheile bey manchen von ihren Geschäften; wies ihnen Arbeit zu, damit sie sich etwas verdienen konnten; besuchte sie, und half ihnen ihr Zeug in Ordnung bringen. Mit diesem Betragen erwarb er sich denn bald ihre Gewogenheit. Nun aber nahmen sie auch gelegentlich gute Lehren willig von ihm an, und glaubten ihm, wenn er ihnen das Unglück des liederlichen Lebens schilderte, und es mit Beyspielen bewies; dagegen aber Rechtschaffenheit, Ordnung und Mäßigkeit, als

als das einzige Mittel, anpries, das beschwerliche des Lebens, und ihres Standes insbesondre zu ertragen und zu versüßen.

Als einsmals ein Soldat von denen tödlich krank lag, deren er sich freundschaftlich angenommen hatte; so ließ dieser Wilhelmen rufen, dankte ihm mit rührenden Worten, und bekannte frey vor allen Umstehenden, daß er nächst Gott, durch Wilhelms Freundschaft und gute Lehren, vor Lastern sey bewahrt geblieben. Dan. 12, 3.

13. Schicksal.

Es war einmal eine Hochzeit nicht weit von einem Dorfe, auf dem dabey liegenden Vorwerke. Aus dem Dorfe war ein Bauer mit seiner Frau und zwey Kindern zum Hochzeitfeste eingeladen. Die Aeltern hatten es auch für sich und die Kinder zugesagt. Man kan denken, wie sehr sich die Kinder freueten, auf den Schmaus, die bunten Kleider, die Musik, und was ihnen sonst noch angenehm dabey vorkam. Auf den Mittag wurde der Mann sehr krank. Deswegen mußte die Frau zu Hause bleiben, und ohne ihre Aeltern sollten die Kinder nicht nach diesem Hochzeitfeste hingehen. Da weinten die Kinder sehr, daß von ihnen die Lust vergebens gehofft wäre. Das eine Kind war gar so unwillig, daß es sagte: Warum mußte denn der Vater eben heute krank werden, da wir einmal eine Lust haben sollten? Aber hört, Kinder, was geschah; den Abend kam Feuer in dem Hochzeithause aus; und weil es von unten an zu brennen fieng, die Gäste aber oben waren, so kamen viel Leute auf der Treppe zu Schaden, oder wurden vor Schrecken hernach krank. Da merkten die Aeltern, daß die Krankheit des Vaters, (der hernach bald wieder

besser

besser ward), welche sie verhindert hatte auch dahin zu gehen, eine wohlthätige Schickung und Regierung Gottes gewesen sey, und lobten Gott dafür. Ihre Kinder aber belehrten sie an diesem Exempel: daß Gott auch bey zugeschickten Leiden die besten Absichten habe, und daß, wenn wir oft nicht sogleich wissen, wozu das Leiden uns gut ist, wir doch hernach erfahren werden, wie gut es unser himmlischer Vater mit uns meine. Röm. 8, 28.

14. Schaden der Unwissenheit.

Ein armer Tagelöhner hatte einen Bruder in der Fremde, der war wol zwanzig Jahr abwesend; und die Leute glaubten, er wäre todt, weil er so gar nichts von sich hören ließ. Einmal kam ein Brief an den armen Tagelöhner, als er eben in der Stadt war. Weil dieser Mann aber selbst weder gedruckte noch geschriebene Schrift lesen konnte; so gieng er mit dem Briefe zu seinem Wirth, und bat, daß dieser ihm den Brief doch vorlesen möchte. Als der Wirth den Brief eine Weile stille durchgelesen hatte, sagte er zum Tagelöhner: „Hört! „in dem Briefe steht: euer Bruder in der Fremde wäre „todt, und hätte euch funfzig Thaler vermacht; aber „ihr müßtet sogleich kommen, und das Geld selbst ab„holen." „Herr Wirth," sagte der Tagelöhner, „wo „soll ich denn hingehen, und das Geld abholen?" „Nach „Amsterdam, über hundert Meilen von hier," sagte der Wirth, „da liegt euer Geld" „Ey, sagte der Mann, „hundert Meilen hin, hundert her — das sind ja wohl „gar zweyhundert Meilen, da kostete mir die Reise und „Versäumniß bey der nahen Aernte fast mehr, als ich „erben soll." „Hört", sprach der Wirth, „gebt mir „den Brief, und verkauft mir euer Recht daran für drey„ßig

„ßig Thaler; so könnt ihr hier bleiben, und ich will schon „sehen, wie ich zum Schaden komme. Aber ihr müßt keinem „Menschen etwas von diesem Handel sagen. Wollt ihr das? Herzlich gern, antwortete der Tagelöhner. Nun holte der Wirth und zählte die dreyßig Thaler auf. Der Tagelöhner dankte, nahm sie, und gieng vergnügt nach Hause. Aber nach vielen Jahren, als der Wirth, der indeß liederlich und arm geworden, sterben sollte, da bekannte er mit großer Angst auf dem Todbette, wie er den armen Tagelöhner betrogen habe. Denn in dem Briefe hätte gestanden:

„Wer **diesen Brief** in Amsterdam bey einem gewissen Manne **vorzeigen** würde, dem sollten zweytausend Thaler (und also sehr vielmal mehr, als der Wirth dem Tagelöhner gegeben), ausgezahlt werden."

Welche er denn auch erhalten, aber liederlich durchgebracht hätte.

Unschätzbar ist der Werth der Schulen! Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, ist ein Hülfsmittel zu aller wahren Weisheit zu gelangen, und viel Gutes zu kennen. Weihs. 10, 8.

15. Vom Wesentlichen und Zufälligen.

In einer gewissen Stadt war ein lustiger Thorschreiber. Wenn die Bauern zu Markte fuhren, und oft wegen ihrer Menge lange halten mußten, dann scherzte er mit einigen, die er kannte, und verachtete gewöhnlich den Stand der Ackerleute.

Einst scherzte er auch so mit Wilhelm, da kam er aber unrecht an. Denn dieser forderte von ihm eine genaue Beschreibung, was denn ein Bauer eigentlich wäre? Der Thorschreiber sagte: „Ein Bauer ist grob, dumm

„und

„und faul, und wenn er nicht muß, so regt er weder
„Hand noch Fuß.„

„Ihr irrt,“ sagte Wilhelm. „Ein Bauer ist ein
„Mensch, der aus dem Landbau und der Viehzucht den
„größten Vortheil zu ziehen weiß — Der das Vorrecht
„hat, bey seiner Arbeit am meisten gesund und stark zu
„bleiben — Dem allein, unter allen Ständen, die Kinder
„nicht zur Last sind — Dessen beständige Betreibung sei-
„nes Berufs die meisten wahren Reichthümer in den
„Staat bringt — Seht, mein Freund, das soll, oder
„kann der Bauer seyn; wenn er darf, und dazu in Schu-
„len angeführt wird. Wenn ihr also künftig eine Be-
„schreibung von einem Dinge macht; so unterscheidet fein
„das Wesentliche vom Zufälligen.“

Da schämte sich der Thorschreiber, und gieng schweigend fort.

Zufällig ist das an einem Dinge, was daran seyn kann, aber eben nicht nothwendig seyn muß. Wesentlich hingegen dasjenige, ohne welches ein Ding nicht das, oder nicht so vollkommen ist, was es seyn soll. So ist z. E. in dieser Geschichte zum Ackermann keine nothwendige Eigenschaft, daß er grob, dumm und faul seyn müsse; obgleich aus mancherley Ursachen es sich oft ereignet, daß er es ist.

16. Vom Nutzen des richtigen Denkens beym Ackerbau.

Wilhelm hatte einen verständigen Lehrer in der Schule gehabt. Anstatt die Kinder bloß zum Auswendiglernen von Wörtern zu zwingen, die die Kinder nicht verstehen, weil sie ihnen nicht gehörig erklärt werden, oder Dinge bedeuten, die für ihre Jahre noch zu hoch

sind; hatte dieser Lehrer mit Wilhelm und den übrigen Schulkindern über alles deutlich gesprochen, und die Kinder von Jugend auf zum Bemerken, Verstehen und Ueberlegen alles dessen, was sie sahen, hörten und thaten, und sonderlich dessen, was zu ihrem künftigen Beruf gehörte, gewöhnet. Von diesem verständigen Unterricht hatte besonders Wilhelm großen Nutzen. Denn als er nach seines Vaters Tode das Ackergut erbte, und seines Soldatendienstes entlassen wurde, da zeigte sichs an dem, was er that. Zwar hatte Wilhelm, so lange der Vater lebte, die Mängel der Wirthschaft auch wohl eingesehen, und wußte die Ursachen, warum sie nichts vor sich brachten, ganz genau. Auch wagte ers zuweilen, wenn der Vater über Mangel klagte, auf eine bescheidene Art es ihm vorzustellen. Aber der Vater ließ sich von der alten Wirthschaftsart nicht abbringen; und weil zu dem, was der Sohn vorschlug, vollends ein Vorschuß an baaren Gelde gehörte, so wollte der Vater, der weder lesen, schreiben noch rechnen konnte, und nur aufs Gegenwärtige sah, nichts davon wissen.

Nun war aber Wilhelm frey, und säumte nicht, zu besserm Betrieb seiner Wirtschaft, die nöthigen ihm wohlbekannten Mittel anzuwenden. Erstlich hatte er zu viel Ackerland unter dem Pflug: dieses konnte er weder zu rechter Zeit, noch gehörig bestellen. Dann mangelte der nöthige Dünger, weil er zwar viel Zugvieh halten mußte, aber nicht genug Futter dazu gewann, daher denn das Vieh elend und kraftlos war. Wilhelm ließ also gleich den schlechtesten Acker liegen, und verbesserte zuerst den nächsten und besten nach Möglichkeit. Und weil es ihm an Futter fehlte, so miethete er noch

Wi-

Wiesen; wohlwissend, daß ihm diese Ausgabe reichlich würde eingebracht werden. Auch behalf er sich die ersten Jahre deswegen genau. Als er nun durch dreyjährige bessere Bestellung diesen Acker in tragbaren Stand gesetzt hatte, so vermehrte sich sein Vorrath an Dünger dergestalt, daß er jährlich ein Stück von dem schlechten und entfernten Acker wieder unter den Pflug nehmen, und auch verbessern konnte. Nach zwölf Jahren war Wilhelm mit allen seinem Acker in Ordnung; sein Vieh, welches er bloß zum Ackerbau hielt, war in dem besten Stande, so wie sein Garten und sein Hauswesen.

Sollte wohl nicht ein ganzes Land großen Vortheil davon haben, wenn alle Bauern so richtig dächten, als Wilhelm? Weish. 3, 15.

17. Vom Nutzen des richtigen Denkens bey der Viehzucht.

Wilhelm hatte sich keine unverständige Frau genommen. Denn er dachte: „Was hilfts dir, wenn „du auch alles noch so gut machst, und deine Frau „ist in allen Stücken dem Guten zuwider, oder du kannst „sie nicht bedeuten"? Er konnte aus andern Dörfern viel reichere Mädchen heirathen, aber er sprach: „Ich „will lieber ein ärmeres unter denen mir wählen, die „mit mir bey unserm Schulmeister in die Schule ge„gangen sind. — Was denen an Geld fehlt, das ha„ben sie an Verstand und Geschicklichkeit." Er hatte also ein Mädchen, Namens Marie geheyrathet, mit der er sehr vergnügt lebte.

Als diese nun sahe, wie richtig ihr Mann dachte, und wie klug er es anfing, auf eine rechtmäßige Art

in bessere Umstände zu kommen, da dachte sie auch ihrer Seits darauf, wie sie Vortheil brächte; und weil sie rechnen konnte, so überrechnete sie bey jedem Entwurf, den sie machte, Schaden und Vortheil genau.

Einsmals, da sie sich mit einander über ihre Wirthschaft berathschlagten; that Marie ihrem Manne unter andern den Vorschlag: alles was sie in der Brache gewonnen, an Kohl, Erdtoffeln Rüben rc. künftig nicht mehr zu verkaufen; sondern den Winter durch ihren Kühen zu geben, weil es doch nur spottwohlfeil, Milch und Butter aber theuer wären: So würde der Vortheil größer seyn. Das Vieh würde nemlich dabey fett werden, auch die Versäumniß des Verfahrens dieser Früchte gespart, und von besser genährtem Vieh auch stärkere Kälber, und besserer und mehrerer Dünger erhalten werden können.

Wilhelm fand den Vorschlag seiner Frau so nützlich, daß er ihn billigte, und eine so verständige Frau täglich lieber gewann.

Sollte vielleicht dieses dem Lande nicht großen Vortheil bringen, wenn auch das weibliche Geschlecht zum richtigen Denken in Schulen mehr, als bisher angeführt würde? Spr. Sal. 31, 10. 11. 26. 27. 31. Sir. 25, 11.

18. Die gute Schwester.

Als Marie mit Wilhelm einige Jahre verheirathet war, da fand sie in ihrer Wirthschaft viel zu thun. Und weil auch ihre Kinder noch klein waren, so hatte sie von ihnen noch keine Hülfe, wol aber manche Last; und allein auf das Gesinde konnte sie sich vollends nicht verlassen. Aber sie hatte noch eine jüngere Schwester,

ster, die hieß Louise. Diese, welche sie sehr liebte, sagte zu rechter Zeit ihren Dienst bey ihrer Herrschaft auf, kam zu Marien, und erbot sich, einige Jahre bey ihr zu bleiben, und gegen ein geringes an Gelde, zu den nöthigen Kleidungsstücken ihr in ihrem Hauswesen beyzustehen. Wilhelm und Marie nahmen dieses Anerbieten mit Freuden an. Durch diese Hülfe hatten sie nach und nach viel gewonnen. Nach einigen Jahren fand sich eine Gelegenheit, daß Louise heyrathen konnte. Da rechneten Wilhelm und Marie heimlich zusammen, was Louise indeß etwa würde verdient haben, wenn sie bey andern Leuten gedient hätte; und an ihrem Verlobungstage gaben sie ihr dieses an Geld und Hausgeräth zu ihrer Ausstattung. Sir. 25, 1. 2.

19. Auch an die Nachkommen muß man denken

Wenn Wilhelm einen Obststamm pfropfte, so setzte er gemeiniglich einen Zweig von einem Borsdorferapfel darauf. Einst besuchte ihn sein Nachbar Hans, fand ihn bey dieser Arbeit, und tadelte ihn deswegen. „Ey Gevatter, sprach er, warum nehmt ihr nicht lie„ber Pfropfreiser von andern Aepfelarten, die eher „tragen? das könnt ihr noch erleben, aber die Bors„dorfer tragen vielleicht in zwanzig Jahren noch nicht „recht viel Obst."

„Aber wenn diese denn doch endlich tragen," antwortete Wilhelm, „dann haben auch meine Nachkom„men auf lange Zeit desto reichlichern Vortheil."

So wie es mit manchen Dingen in der leblosen Natur beschaffen ist, so geht es auch mit guten Anstalten und Einrichtungen. Sie müssen daher natürlicher

Weise immer seltner werden, je mehr die Menschen sich gewöhnen, nur aufs Gegenwärtige begierig zu sehn, und an die Zukunft gar nicht zu denken. Denn gewöhnlich entsteht alles vorzüglich Gute langsam, und befriedigt nicht sogleich in der ersten Zeit die Ungeduld unserer Erwartungen und Wünsche; dauert aber, wenn es empor kömmt, desto länger, und belohnt dann reichlich den Fleiß und die Hoffnung des Menschenfreunds.

20. Die Kunst ohne Reue fröhlich zu seyn.

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Kornfelder durchwandeln, und ihm kam auch nicht ein froher Gedanke in den Sinn. Wenn er froh werden sollte, so mußte Wein oder Caffee und Kuchen da seyn. — Er mußte im Spiel gewinnen, oder den besten Rock in der Gesellschaft anhaben — Oder es mußte ein einfältiger Mensch gegenwärtig seyn, den er verspotten konnte — Nur bey dergleichen Anlässen pflegte Klaus zu lachen.

Einst gieng er über ein kleines Feld an einem Orte zu Gaste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen armen Vetter Karl vor einem wilden Apfelbaume, der eben in voller Blüte stand. Er sang mit leiser Stimme den Vers:

„Mich ruft der Baum in seiner Pracht,
„Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!
„Gebt unserm Gott die Ehre."

Und weinte vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. „Wie kannst du dich über einen Baum so „freuen?" sagte Klaus mürrisch zu Karl, der ihn nun mit froher und wohlwollender Seele grüßte. „Ey, lie-

„ber

„der Vetter, antwortete Karl, wenn es nicht wohl„feile Freuden gäbe, wo wollte ich Armer welche her„nehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber „darum hab ich Gott so lieb, daß er auch für uns Arme „Freuden bereitet hat — Denn ich kann ohne Kosten „und ohne Reue fröhlich seyn. Aber es ist eine or„dentliche Kunst." „Nun was ist das für eine?" sprach Klaus. „Da ist sie, wenn du mich hören willst," antwortete Karl: „Ich sehe alles recht an, was da ist; Gros„ses und Kleines, was Gott gemacht hat, und finde „alle Tage etwas Neues und Schönes. Dann denke „ich nach: warum, und wozu dieses und jenes wol da „seyn, oder wozu es wol nützen mag? Und wenn ich da„bey der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die Spur „komme, dann kann ich gleich mit meinen eignen Wor„ten beten; weil ich von der Allmacht, Weisheit und „Güte Gottes alsdann ganz durchdrungen bin. Und „so geh ich mit Vorsätzen, dem Allgütigen zu gefallen „munter und froh an meine Arbeit." „Lebe wohl", sprach Klaus, und ging fort. 2 Cor. 13, 11. 1 Theß. 5, 16. 18.

21. Frage eines Schulkindes an seinen Lehrer.

Das Schulkind.

Aber, lieber Lehrer, wenn ich nun keine Arbeit bekommen kann, wie soll ich denn dem Müßiggang entfliehen?

Der Lehrer. Wie vielerley Hauptarten der Arbeit mag es wol geben?

Schulkind. Nun, ich denke, zwey, Kopf- und Handarbeiten.

Lehrer. Und der Handarbeiten — kannst du sie alle nennen?

Schulkind. Nein, es mögen sehr viel seyn.

Lehrer. Ob alle diejenigen, die bey den vielen Handarbeiten nöthig sind, lauter Meister seyn mögen?

Schulkind. Nein, es giebt auch Gesellen und Lehrjungen.

Lehrer. Sonst hast du keine Gattung Menschen dabey bemerkt? Z. E. bey den Maurern, wie heißt der, der Sand Kalk und Steine zuträgt?

Schulkind. Ein Handlanger.

Lehrer. Ob auch diese nöthig seyn mögen?

Schulkind. Ja; denn sonst müßte ein anderer brauchbarer Arbeiter sich damit beschäftigen, der indeß etwas bessers thun könnte.

Lehrer. Der Handlanger erhält aber wohl eben so viel Lohn, als der Meister?

Schulkind. Nein, ich glaube nicht; denn dazu kann man einen jeden gesunden Menschen brauchen; der Meister hingegen muß sein Handwerk schon ordentlich gelernt haben, und mehr verstehen, aber dann auch mehr Lohn haben.

Lehrer. Freylich: nachdem einer nützt, nachdem wird er gemeiniglich bezahlt. Was wolltest du also thun, wenn du etwa mit dem Handwerke, welches du eigentlich gelernt hättest, vor jetzt nichts verdienen könntest? Wolltest du lieber so lange müßig gehen, betteln, stehlen oder hungern?

Schulkind. Nein, ich wollte mich nach anderer Arbeit erkundigen, und wo jemand Hülfe brauchte, helfen.

Lehrer. Aber, wenn du die Arbeit noch nie gethan hättest, würdest du gleich so viel Lohn fordern können, als ein geübter Arbeiter, oder würden Verständige dir ihn geben wollen?

Schulkind. Nein. Im Anfang bis ich die neue Arbeit recht thun könnte, würde ich lieber weniger Lohn fordern, als die andern.

Lehrer. Nun hast du dir selbst auf deine erste Frage geantwortet.

Handle nach diesen Vorsätzen. **Suche du Arbeit, wenn sie dich nicht sucht.** So wirst du nicht allein niemals müßig gehen; sondern auch gewiß nicht leicht über Mangel an Arbeit zu klagen haben. Sir. 31, 27.

22. Der Pachtlustige.

Balthasar stand bey einem guten Herrn als Verwalter in Diensten. Er hatte reichlich Lohn, und konnte sich, Frau und Kinder ernähren, kleiden und erziehen. Aber er wollte durchaus pachten; nemlich wie er sagte, sein eigener Herr werden, und was vor sich bringen. Denn er mochte nicht gern gehorchen, war geizig und eigensinnig, und glaubte alles besser zu wissen, wenn es gleich der Augenschein anders lehrte. Er zog also weg, und pachtete. Sein erworbenes Vermögen ging gleich auf die erste Einrichtung hin; die Getreidepreise fielen; es kam Dürre, Nässe, Schafsterben und schlechte Jahre nach einander. Und in sechs Jahren war er so verarmt, daß er den letzten Pachttermin schuldig blieb; darüber wurde er gefangen gesetzt, und starb kläglich.

Man hatte noch nie gehört, daß ein ehrlicher und geschickter Verwalter verarmt wäre; aber wol viele Pächter

23. Die schlechte Hauswirthinn aus Unreinlichkeit.

Balthasars Frau sollte aus dem Milchwesen den größten Theil des Vortheils anschaffen, der bey seiner

Pachtung zu haben war; und man konnte ihr auch eben nicht vorwerfen, daß sie etwas davon verschwendete; denn auf ihrem eignen Tische war nichts seltner, als Milch, Butter und Käse. Doch konnte sie wenig verkaufen, und die Kunden, welche der verstorbnen Pächterin alles reissend abgekauft hatten, verlohren sich nach und nach gänzlich. Was war davon die Ursach? Keine andre, als daß Balthasars Frau äusserst unreinlich einhergieng, auch eben dieses an ihren Mädgen und Kindern litte. Und wer in ihre Milchstube kam, der verlor vollends allen Appetit zu ihren Waaren.

Unreinlichkeit ist eine böse Gewohnheit. Denn sie hat allemal Ungesundheit zur Folge, und sehr oft auch Armuth. Spr. Sal. 31, 25. 27.

24. Der Abwendigmacher.

„Warum bleibt ihr doch bey eurer Herrschaft?" so sagte zu Fritzen ein neidischer Nachbar, den es verdroß, daß Fritz seinem Herrn so nützlich wurde, und ihn deshalb gern abwendig machen wollte — „Ich „habe es euch schon oft angeboten; zieht zu mir! ich „will euch mehr Lohn und alle Jahr noch ein gut Klei„dungsstück geben." Nein, mein Herr!" antwortete Fritz, „alles, was an mir Gutes ist, das hab ich, nächst „Gott, meiner Herrschaft zu danken: Sie hat in mei„ner Jugend an meinen Unterricht viel gewendet: Es „ist also billig, daß ich ihr auch wieder Nutzen bringe. „So lange mich also meine jetzige Herrschaft behalten „will, bleib ich aus Dankbarkeit bey ihr."

Der Nachbar schämte sich, und ging fort.

Was deines Nächsten ist, es sey Haus, Gut, Acker, Dienstboten, oder alles, was sein ist, das sollst du

nicht

nicht begehren an dich zu bringen, wider seinen Willen. 2 Mos. 20, 17.

25. Der Eigensinnige.

Von seinen Aeltern und in der Schule hatte Klaus eine schlechte Erziehung erhalten. Man hatte ihn niemals gewöhnt, andern Leuten etwas zu Gefallen zu thun, oder etwa zu denken: So wie du gern siehst, wenn dir deine Fehler vergeben werden, so vergieb auch andern Leuten ihre Fehler; und so lange du nicht vollkommen bist, so erzürne dich nicht so sehr über die Unvollkommenheiten der andern. Einer trage des andern Schwachheiten mit Gedult und Langmuth; so wird das Gebot Christi erfüllet ꝛc. Kurz, alles dieses that und dachte Klaus nicht. Er fuhr die Leute hart an, wollte alles besser wissen, und widersprach jedermann. Mit seiner Frau zankte er beständig. Seine Dienstboten mußten mehrentheils nackend und bloß von ihm laufen, und kein einziger Mensch mochte sein Freund seyn. Aber es war auch nichts als Fluch und Unsegen in seinem Hause. Seine Frau hatte sich krank geärgert und gegrämt; elende sieche Kinder hatte sie geboren, die das Bild des Verdrusses, der beständig im Hause war auf ihren Gesichte trugen. Sehr oft war Klaus bestohlen, oder hatte Processe, die ihm das meiste kosteten, weil er meistentheils Unrecht hatte. Er kam auf keinen grünen Zweig, und hinterließ seinen Kindern ein sehr geringes Erbgut.

Sey freundlich und gefällig gegen jedermann. Liebe, so wirst du auch geliebet werden. Sir. 4, 35.

26. Der

26. Der große Zank aus kleinen Ursachen.

Zwey Tagelöhnerfamilien wohnten zusammen in einer großen Stube, weil der Leute viel, und des Platzes wenig war.

Aus Unachtsamkeit hatte die Frau des einen den Schemel der andern, der dem ihrigen ganz ähnlich war, genommen, um sich dessen beym Spinnen zu bedienen. Bald darauf kam die Eigenthümerin des Schemels in die Stube, fand diesen Irrthum, und nun schalt sie jene Frau sofort eine Diebin und schlechte Person. Jene verantwortete sich endlich, und so hätten sie sich bald gar geschlagen, wenn nicht ihre verständigen Männer dazu gekommen wären, und durch bessere Vorstellungen dem Zank ein Ende gemacht hätten. Gal. 6, 1.

27. Der Todtschläger.

Ein Knabe ward von einem andern ohnversehens im Spiel mit dem Ball am Auge beschädigt. Ein Verwandter dieses Beschädigten gerieth darüber in den heftigsten Zorn, ergriff jenes Kind welches das andere beschädigt hatte, und sich gegen ihn unbescheiden verantwortete, bey den Haaren, und schlug und trat es so lange, bis es unter seinen Händen starb. Die Gerichte ließen ihn ins Gefängniß setzen, und ihm ward das Leben durch den Scharfrichter genommen. Denn wer einen Menschen vorsätzlich tödtet, ohne daß es ihm von der Obrigkeit befohlen wird, der muß, andern zum warnenden Beyspiel, wieder sterben, sonst wäre keiner seines Lebens sicher.

Hütet euch vor Zorn, und gebt auch andern nicht Gelegenheit dazu; denn aus Zorn kann Todschlag entstehen, und du sollst **nicht allein nicht tödten**: sondern

dern auch keinen Todschlag veranlassen, oder Gelegenheit dazu geben. Matth. 5, 21. 22. Spr. Sal. 27, 5.

28. Das übel angewandte Sprüchwort.

„Ja, unrecht Gut gedeyet nicht!" So sprach einst Hans zu seinem verständigen Nachbar Wilhelm, da diesem ein Stück Weizen verhagelt war. Hans hatte vor kurzem durch einen Urtheilsspruch dieses Stück Acker, welches er in vorigen Zeiten pfandweise von Wilhelms Vater erhalten hatte, gegen die Erlegung des Pfandschillings, an Wilhelm wieder herausgeben müssen. Und weil er es, da es mehr werth war, als das Pfandgeld, gern behalten hätte; so hielt er das Urtheil für ungerecht. Aber Wilhelm antwortete ganz gelassen, „Lieber Nachbar, wendet doch dieses gute „Sprüchwort nicht so übel an! Ihr habt euer Geld „erhalten, und ich den dafür verpfändeten Acker. Es „ist also kein unrechtes Gut, woran ich jetzt Schaden „leide. Schaden ist oft bey der Landwirthschaft, und „Gottlob! daß ich diesen Schaden ertragen kann!"

Nicht immer war, was man verliehrt, unrechtes Gut. Oft das, was man behält, aber dessen beym Besitz nicht froh wird, verdient diesen Namen. Sir. 12, 7.

29. Ein magrer Vergleich ist besser, als ein fetter Proceß.

Christoph und Gürge standen vor Gericht wegen eines Grasefleckes, der zwischen beyden streitig war. Gürge wollte den Grasefleck ganz allein haben, obgleich Christophs Vater schon, und Christoph selbst, darauf seit dreyßig Jahren mit gehütet, und mit gemähet hatten. Denn Gürge hatte in seinen Briefschaften etwas gefunden,

den, woraus es so halb und halb zu schliessen war, daß vor Alters seinen Vorfahren der Grasefleck wol mochte ganz allein gehört haben. Als sie nun ihre beyderseitigen Gründe dem Richter gemeldet hatten, und es jetzt an dem war, daß die Klage sollte übergeben werden; da fragte Christoph nach: wie viel es wol an Kosten betragen könnte, bis die Sache zu Ende käme? Und da fand sichs, daß es beyden Theilen weit mehr kosten würde, als der Grasefleck werth wäre. Christoph bot also Gürgen einen Vergleich an, und forderte die Hälfte. Und Gürge bot ihm den dritten Theil des streitigen Orts. Als sich nun Christoph auch dieses gefallen ließ, so giengen sie als Freunde zu Hause, und jeder behielt sein Geld; die vermiedene Unruhe und den Verdruß ohngerechnet. Col. 3, 13-15.

30. Die Bienenzucht. Ein Gespräch.

Kunz.

Erzählt mir doch was neues von eurer Reise nach Sachsen, Gevatter Wilhelm!

Wilhelm. Das Merkwürdigste war, daß die Leute ganze Tonnen Honig und Wachs zu Markte brachten.

Kunz. Was gilt denn eine solche Tonne Honig?

Wilhelm. So viel als ein guter Ochse, oder Grasepferd.

Kunz. Da mögen wol auch viel Bienen zu gehören?

Wilhelm. Bienen genung, aber wenig Stöcke, wer es nur versteht.

Kunz. O Gevatter Wilhelm, wenn ihr es wißt, so laßt mich es doch auch wissen. Wie macht man es denn mit den Bienen?

Wilhelm. Das ist zu weitläuftig zu sagen, ihr würdet es auch nicht behalten. Ihr müßt euch lieber ein gutes Buch von der Bienenzucht kaufen, daraus könnt ihr es lernen. So viel will ich euch aber sagen, daß es für uns Bauern am rathsamsten ist, keine eigene Bienen zu halten, wegen der Raubbienen!

Kunz. Was meint ihr mit den Raubbienen?

Wilhelm. Seht, es giebt immer neidische und schlimme Leute, welche ihrem Nächsten nichts Gutes gönnen, die geben ihren Bienen etwas ein, daß sie aus des Nachbars schwachen Bienenstöcken den Honig rauben müssen. Wenn nun der Nachbar das merkt, vergiftet er die Räube aus Rache, und dann sind beyde Stöcke verdorben.

Kunz. Wie soll man es aber machen? Auf die Weise kann ja niemand von uns Bienen halten?

Wilhelm. Warum nicht? Wir könnten ja alle insgemein welche halten; ein eignes Bienenhaus an einem bequemen Platze dazu bauen, und jeder gleich viel Geld, oder so viel ein jeder wollte, einsetzen. Dafür würden dann die Stöcke gekauft. Ein redlicher und verständiger Mann, der Zeit dazu hätte, würde darüber gesetzt, und bekäme etwa von jedem Ausständer vier Groschen an Lohn, ohne seinen Einsatz an Stöcken. Nun würde auf einen gewissen Tag Honig und Wachs öffentlich genommen, gewogen und verkauft; und ein jeder bekäme sein Antheil von der Ausbeute, nachdem er viel oder wenig eingesetzt hätte. Und oft würde der Gewinn zureichen, manche Geldnoth von unserm Dorfe abzuwenden.

Kunz. Ja ja! Gevater Wilhelm! dann müßten ja die Leute im Dorfe einig seyn; das geschieht nun und nimmer nicht.

Wie

Wie manches Gute könnten friedsame, verständige, und zu einem Zweck verbundne Menschen genießen! Wie manchen erlaubten Vortheil haben! Warum aber ist so wenig Einigkeit, zu guten Zwecken, unter den Leuten? Weil Neid und Mistrauen ihre Gemüther erfüllt, Feindschaft herrscht, und gesunder Verstand so selten ist. Sir. 25, 1. 2. Röm. 16, 19.

31. Verachtung des Gemeinenbestens bringt oft eignen Schaden.

Es war einmal ein Dorf voll unverständiger böser Bauern, die in Feindschaft mit einander lebten. An ihrem Acker floß ein Strom, der einst überlief und den Damm durchbrach. Des einen Bauern Acker lag gerade bey dem Loche des Dammes, und litte großen Schaden. Er that sein möglichstes, um das Loch im Damme zu stopfen. Aber es war für eine Familie zu viel Arbeit; und die andern wollten ihm nicht helfen, weil es ihnen noch keinen Schaden brachte, und keiner des andern Freund war, oder das gemeine Beste suchte. Endlich ward das Loch so breit und so tief, daß der ganze Fluß da hinaus stürzte, und über alle Aecker des Dorfs herfloß. Da ging denn das ganze Dorf zu Grunde.

Hätten nun dir thörichten Bauern einander bey Zeiten geholfen; so wäre ihr Schade nicht so groß geworden, und sie wären im Wolstande geblieben.

32. Die bösen Scheundrescher.

Ein Herr hatte ein Gut, worauf viel Tagelöhner wohnten. Damit diese Leute Brod haben sollten; so ließ er unter andern alles Getreide um Scheffelzahl, das ist, etwan um den 14ten Scheffel von diesen Tagelöhnern ausdreschen, da er es doch mit großem Vortheil

für

für Tagelohn, oder mit Hofediensten, hätte können dreschen lassen; denn das Korn war theuer. Er hatte sie oft ermahnt, rein auszudreschen, und kein Korn zu entwenden. Sie aber thaten keines von beyden. Aus Faulheit drechten sie nicht rein, und jeder trug alle Tage, Mittags und Abends, seine beyden Taschen voll Korn nach Hause.

Der Herr merkte dieses lange nicht. Endlich aber ward es entdeckt, und acht von ihnen dabey betroffen. Sie sagten, als sie darüber vernommen wurden, es wäre ja nur eine Kleinigkeit, und baten, es darum so genau nicht zu nehmen. Aber der Herr ließ die Taschen nachmessen, da sich dann fand, daß in jede über eine halbe Metze gieng, und daß gar leicht, täglich zweymal von acht Tagelöhnern gerechnet, des Tages ein Scheffel, mithin über hundert Scheffel nach und nach konnten gestohlen seyn. Welches nach damaligem Kornpreise an zweyhundert Thaler machte. Sie wurden als Hausdiebe zu harter Strafe gezogen, und die andern verloren durch sie den Verdienst in der Scheune; denn der Herr ließ nunmehr alles unter Aufsicht für Lohn, oder von Diensten, ausdreschen. Da beschwerten sich die andern Tagelöhner, die es wohl gewußt hatten, nur aber des Diebstahls selbst nicht überführt werden konnten, daß sie darunter leiden müßten. Aber der Herr antwortete: „Ihr habt es euch selbst zuzuschreiben: denn „ihr habt es gewußt, und nicht angegeben. Wie kann „ich euch trauen?"

Machet euch durch Verhehlen und Verschweigen nicht theilhaftig fremder Sünden, sondern wehret, so viel an euch ist, dadurch, daß ihr selbst kein Unrecht leidet, allem Unrecht.

33. Der Verschwender.

Als einsmals im März die Sonne warm schien, Veilchen blühen und Lerchen sangen, da trat ein Schäfer vor seine Thür, und sprach zu sich selbst: „Bist „du nicht ein Thor, daß du den Heuboden so schonst. „Was soll dir das Heu? Es wächst alle Tage mehr „Gras zu, und ist jetzt schon genug da, daß die Schafe „leben können.„ Sogleich ging er in den Schafstall, und hieb die Stangen entzwey, worauf das Heu lag, so daß es in großen Haufen in den Stall fiel. Als die Schafe nach Hause kamen: und die Menge Heu gewahr wurden, da suchten sie sich das Beste heraus, und das andre, welches sie, ordentlich und mäßig vorgelegt, wohl auch gefressen hätten, das traten sie nun unter die Füße. Aber etwa nach acht Tagen änderte sich die Witterung; es fror und schneyte gewaltig; die Schafe mußten viele Tage zu Hause bleiben; und der Schäfer gerieth in Gefahr, Hungers wegen, seine ganze Schäferey zu verlieren.

Spare in der Zeit, so hast du in der Noth. Sir. 31, 24.

34. Der Geizige, als der größte Thor.

Klaus hatte Geld genung, aber er fürchtete sich, es anzuwenden, auch wenn es zu seinem eignen Besten gereichte. Unter andern war sein Ofen so schadhaft, daß er neu gesetzt werden mußte, und es ward ihm oft gesagt, daß, wenn er einfiele, das Feuer Schaden thun könnte — Aber Klaus kehrte sich nicht daran, und heizte lieber gar nicht ein. Doch zwang ihn einst die bittre Kälte des strengen Winters dazu, daß er einheizen mußte; und als eben keiner in der Stube war, fiel der Ofen des Morgens zusammen.

Das

Das Feuer ergriff den nahen Flachs an den Spinnrädern, drauf die nicht weit davon stehende Lade, dann das Bette. Nun ward Lärmen im Dorfe. Klaus, der in der Scheune war, eilte herbey und wollte sein Geld retten. Indeß kamen die Spritzen, denn es brannte schon zum Dache heraus. Und weil keiner mehr das Haus erhalten konnte; ward es eingerissen, um wenigstens die übrigen Gebäude, ja das ganze Dorf zu retten. So löschte man denn auch glücklich das Feuer; aber man vermißte Klausen. Als nun der Schutt auseinander gebracht wurde, da fand sich sein Körper vor der verbrannten Lade bey dem Gelde liegend, wo er vermuthlich vom Dampf erstickt war.

Wer das Geld zum Zweck macht, das doch nur zum Mittel bestimmt ist, der ist geizig. Sir. 4, 36. Sir. 14, 6.

35. Die schädliche Erbschaft.

Ein Handwerksmann in einer kleinen Stadt hatte guten Verdienst und nährte sich von seinem Handwerke reichlich manches Jahr.

Endlich starb sein Vetter, der ihm einen Weinberg im Testamente vermachte.

Seine verständige Frau rieth ihm, die Erbschaft zu verkaufen, aber er wollte nicht. Denn der Weinberg stand in einer sehr lustigen Lage, und er war sehr gerne in dem kleinen Hause, welches darin gebaut war. Wenn er nun im Weinberge sich aufhielt, so besuchten ihn müßige Leute allerley Standes, die er mit trockenem Munde weg gehen zu lassen sich schämte. Das Häuschen ward ihm nun bald zu klein. Er schafte mehr Hausgeräth an, und bauete endlich gar das Haus größer. Als

er nun darüber sein Handwerk versäumte und wenig zu Hause war, da thaten die Gesellen indeß, was sie wollten, arbeiteten schlecht; und er verlor bald alle Kunden.

In wenig Jahren mußte er den Weinberg Schulden halber verkaufen, und weil er sich den Müßiggang nun einmal angewöhnt hatte; so konnte er die anhaltende Arbeit nicht wieder gewohnt werden: sonderlich da er deswegen, weil er als Meister keinen Vorschuß mehr thun konnte, nun als Geselle dienen mußte. Er grämte sich darüber, verfiel in eine hitzige Krankheit, und starb in den besten Jahren.

So giebt Zuwachs an Gütern nicht stets Zuwachs an wahrer Glückseligkeit. Sir. 11, 10. Sir. 18, 32. 33.

36. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz.

Zwey von den Einwohnern eines mit der völligen Aernte durch den Blitz eingeäscherten Dorfs, wurden von ihrer Gemeine in die umliegenden Gegend gesendet, für diese Verunglückten einige Beysteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie frühmorgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmanns. Sie fanden ihn vor dem Stalle und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er dem Knecht es ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins trockne gebracht hatte. „O weh! „der Mann ist genau", sprach einer zum andern, „hier „wird es nicht viel geben"! Nun wurde der Herr des Hofs die Fremden gewahr, und indeß er mit ihnen in sein Haus gieng, erzählten sie ihm ihr Unglück, und brachten ihr Begehren an. Groß war ihre Verwunderung als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Gelde gab,

gab, und noch versprach: eben so viel an Saatkorn der verunglückten Gemeine zu schicken. Ja sie konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, ihrem Wohlthäter, während des Frühstücks, es zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sey; da sie ihn wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knecht gegebnen Verweises, für sehr genau gehalten hätten.

„Lieben Freunde", war seine Antwort, „eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu rathe hielt, kam ich „in den glücklichen Zustand, wohlthätig seyn zu können."

Wie mancher schämt sich der Sparsamkeit, der blos des Geizes sich zu schämen glaubt! Und wie mancher schämt sich der Wohlthätigkeit, weil er sie fälschlich für Verschwendung hält!

Unwissenheit war stets des Lasters Mutter. Sir. 4, 1. 6, Sir. 29, 12. Spr. 19, 17. 2 Thess. 3, 13.

37. Die Kleinigkeit.

Kunz war leichtsinnig, und nahm nicht gern gute Lehren an. Einst hatte er an einem schwülen Tage sich im Laufen sehr erhitzt. Ein kühler Gewitterregen erfolgte, und nun stellte sich Kunz, der seinen Rock ausgezogen hatte, unter den Thorweg in die Zugluft. Sein Herr warnte ihn vor der unausbleiblichen Verkältung, aber Kunz meynte; das wäre eine Kleinigkeit für ihn — er könne alles vertragen. Den Abend hatte er schon den Schnupfen, und war so heiser, daß er nicht laut reden konnte. Sein verständiger Herr wollte ihn nun viel warmen Fliederblumenthee trinken, und früh zu Bette gehen lassen, damit durch die hergestellte Ausdünstung (denn Verkältung ist nichts anders, als ge-

hemmte Ausdünstung) die größere Gefahr vermieden würde. Aber Kunz sprach; der Schnupfen wäre eine Kleinigkeit, der Hals würde sich schon von selbst wieder geben — und war so wenig dazu zu bewegen, daß er vielmehr noch den Abend ausging, und spät nach Hause kam. Aber am andern Morgen war er auf eine unruhige Nacht träge, und hatte unleidliche Kopfschmerzen. Nachmittags trat, mit einem Ekel am Essen, das Fieber ein; der Hals ward entzündet, und am vierten Tage starb Kunz an der Bräune, oder der Entzündung des Halses.

Die Verkältung war also keine Kleinigkeit. Sir. 31. 26. Sir 37, 30.

38. Die schädliche Cur.

Louise war mit dem gewöhnlichen dreytägigen Fieber zu Ende des Winters befallen. Diese Art Fieber vergeht aber, wenn die Ursachen des Fiebers, nemlich zähe verdorbne Säfte, durch die Erschütterung des Frostes erst beweglich gemacht, und dann durch die darauf folgende Ausdünstung nach der Hitze weggeschafft sind, sonderlich bey jungen Leuten, von selbst. Doch thörichte Rathgeber vermochten Louisen, daß sie sich durch zuvoreiligen Gebrauch stärkender Arzneymittel das Fieber vertreiben ließ. Nun verging zwar das Fieber; aber Louise ward deswegen nicht wieder völlig gesund, sondern blieb kränkelnd und siech. Und wenn sie nicht bald in die Hände eines verständigen Arztes gekommen wäre, so hätte sie an der Wassersucht sterben können.

So wie es Arzneyen giebt, die, zur Unzeit gebraucht, schädlicher sind, als die Krankheit, die sie vertreiben sollen; so giebt es auch schädlichen Trost. Ein Beyspiel davon

davon findet sich oft bey dem die Last seiner Vergehungen und Thorheiten fühlenden, und deswegen betrübten Sünder. Ihn, z. E. eher mit Gottes Vergebung durch Christum trösten, als er die Größe seiner Vergehungen und Thorheiten recht innig an sich erkannt; oder ihn damit zu früh beruhigen wollen, daß eine fremde Tugend seine Untugend schon bedecken und gut machen werde, heißt nichts anders, als das angefangene Geschäft seiner Besserung schädlich unterbrechen, und die heilsame Betrübniß schwächen, die ihn zur gründlichen Sinnesänderung, als der einzigen Bedingung der Gnade Gottes, bringen würde. Denn nun glaubt er vielleicht glückselig werden zu können, ohne daß die ewigen Hindernisse aller wahren Glückseligkeit, nemlich Abneigung vom Guten, Neigung zum Bösen, Geschmack an Nichtswürdigkeit und Thorheit ꝛc. in ihm gehoben und weggeschafft werden.

Jes. 1, 16. 17. 18. 1 Petr. 3. 10. 11. Ebr. 12, 14. Matth. 5, 8. Matth. 7, 21. Ebr, 5. 9. Röm. 2, 5.-10. Sir 35, 5.

39. Der gute, aber nicht geglaubte Rath.

In einem Dorfe wohnten acht Bauern und der Prediger. Der Prediger war ein verständiger, guter Mann, der viel Wahrheiten wußte, und noch täglich mehr dazu lernte. Einst kam im Winter eine ansteckende hitzige Krankheit in das Dorf, und in vielen Häusern waren Kranke. Da sagte der Prediger: „Lieben Leute, folgt meinem treuen Rath! Haltet die Kranken nicht „so heiß mit Einheizen und Zudecken mit Deckbetten; „sie haben doch Hitze genug; Braucht keine hitzige Arz„neyen; sie sind schädlich! Schickt in Zeiten zum

„Ärzte in die Stadt; denn wenn ihr wartet; bis euch „der Athem ausgehen will; dann kann der Arzt nicht „mehr helfen! Laßt alle Tage frische Luft durch die Fen= „ster in die Stuben, und trinkt, Gesunde und Kranke, „viel Wasser mit etwas Weinessig; so werden viele „Kranke besser werden, und viele Gesunde werden vor der Krankheit bewahrt bleiben! Drey Hauswirthe glaub- ten dem Prediger, daß er die Wahrheit lehrte. Denn sie kannten ihn, daß er ein rechtschaffner, verständiger Mann war. Sie machten es so, wie er sagte, und frag- ten ihn um Rath, wo sie sich nicht zu rathen wußten. In allen diesen Häusern nahm die Krankheit nicht über- hand. Die andern fünfe waren zweifelsüchtig. Sie „sprachen: Das wollen wir wol bleiben lassen! War- „um ist denn eingeheizt, wenn man die Fenster auf- „machen soll? Das Holz ist theuer. Hitze muß Hitze „vertreiben. Unser Schäfer soll den Doktor noch wohl „was lehren können. Branntwein und Pfeffer, spricht er, „wem das nicht hilft, dem kann nicht geholfen werden. „Stark Bier muß der Kranke trinken; damit er Kräfte „kriegt. Er ist ja schon so matt, und soll noch Wasser „mit Essig trinken"? Was geschah? Die fünf zweifel- süchtigen oder ungläubigen Hauswirthe starben im kur- zen mit vielen Kindern und dem Gesinde dahin. Und es blieb in der ganzen Gegend das Dorf bekannt wegen dieser Geschichte.

So wie dieser gute Prediger that, hat Gott manch- mal und auf mancherley Weise, die Menschen belehrt was gut und schädlich ist, aber die wenigsten haben ihm geglaubt. Ebr 1, 1.

40. Das thörichte Kind.

In einem gewissen Orte herrschte eine Krankheit unter den Kindern. Unter andern wurde ein Kind plötzlich sehr krank. Die Aeltern schickten gleich nach dem Arzte. Der Arzt kam, und brachte Arzney mit, von derselben Art, als er schon bey vielen Kranken mit Nutzen gebraucht hatte. Denn alle, die sie zu rechter Zeit eingenommen hatten, waren besser geworden. Dieses kranke Kind aber wolte durchaus nicht die Arzney einnehmen. Die Aeltern fragten das Kind, ob es denn nicht wünschte, wieder gesund zu werden? „O ja, liebe Aeltern! ich wün„sche recht bald gesund zu werden", sagte das Kind. „Nun so mußt du auch die Arzneymittel brauchen und sie einnehmen; damit du gesund werden könnest,„ sprachen die Aeltern. Aber das Kind blieb bey seinem Eigensinn. Es wollte gern gesund werden, aber doch keine Arzney, die die Krankheit vertreibt, einnehmen. In wenig Tagen mußte das Kind sterben. Zuletzt nahm es gern ein, aber da war es zu spät und die Krankheit hatte zu sehr zugenommen. Sir. 38, 4.

41. Die Hausmittel.

Auf einem Dorfe wohnte ein Prediger, der seine Nebenmenschen liebte, und ihnen gern auf alle Weise nützlich werden wollte. Er begnügte sich nicht damit, daß er ihre Kinder lehrte, und den Erwachsenen nützliche Predigten hielte, sondern er besuchte auch die Kranken in seiner Gemeine. Da jammerte ihn denn sonderlich der hülflose Zustand solcher Leute, die entweder aus Armuth keinen Arzt oder theure Arzney bezahlen konnten, oder zu weit von den Städten, wo dergleichen zu haben sind, wohnten, und doch baldige Hülfe nöthig

 hatten.

hatten. Schon lange hatte er nützliche Bücher, die davon handelten, gelesen, und rechtschaffene Aerzte nach wohlfeilen, und doch wirksamen Arzneymitteln gefragt, die man darum auch **Hausmittel** nennt, weil sie billig in allen Häusern seyn sollten. Diese Hausmittel hatte er sich angeschaft. Es waren folgende:

1. Brechmittel, bey Ueberladung des Magens; Drücken in der Herzgrube, schlechter Eßlust, und unruhigem Schlaf, zu nehmen, wenn nicht etwa Blutspeyen, oder ein Bruch, sie zu verordnen hinderte. Sie bestanden aus wohl zubereitetem Brechweinstein, und waren in der Apothecke für Alte und Junge eingerichtet, und als Pulver in Papieren abgewogen. **Ein** solches Pulver ward nun in einen Topf, der etwa ein halb Maaß kochenden Wassers enthält, geschüttet, und so mußte es mit einander laulicht werden. Dann trank der Kranke in Zeit von einer Viertel Stunde den dritten Theil dieses halben Maaßes laulichten Wassers in kurzen Zwischenzeiten aus. Wenn es dann zu wirken anfieng, wurde kein solch Wasser mehr, oder wenn es drey bis viermal (welches gewöhnlich genug ist) gewirkt hatte, auch nicht mehr von diesem Wasser, sondern etwa Kamillenthee nachgetrunken. Sollte etwan auf das vorgeschriebenermaßen getrunkene erste Drittheil dieses, mit dem aufgelöseten Brechweinstein vermischten Wassers, gar keine Wirknng erfolgen, dann trinkt der Kranke in der andern viertel Stunde das andre Drittheil, und so fort, bis Wirkung erfolgt. Sollte es aber über **acht** mal (welches doch selten geschieht) wirken, so durfte der Kranke nur etwas warm Bier,

worin frische Butter geschmolzen war, trinken, so hörte das Brechen gleich auf.

2. Abführungsmittel. Als z. E. am andern Tage nach dem Brechen den Unrath noch aus den Gedärmen wegzuschaffen. Dazu nahm er anderthalb, zwey, bis zwey und ein halb Loth Glaubers-Salz, nach dem der Kranke alt und stark war, wie solches in Braunschweig von den Gebrüdern Herren Gravenhorst zubereitet wird. Dieses Glaubersalz ließ er in einer Schale warmen Wassers auflösen, und den Kranken austrinken. Wenn es zu wirken anfieng, dann mußte der Kranke fleißig laulicht gewordenes Wasser, welches vorher siedend heiß auf eine halbe Hand voll getrocknete Kamillen und Fliederblumen gegossen war, nachtrinken. Aber einige Tage nach den Abführungen und Brechmitteln ließ er für die Kranken zur Stärkung des Magens, heiß Wasser auf eine Hand voll Tausendgüldenkraut gießen, und sie davon, wenn es abgekühlt, ein Bierglas voll, oder ein viertel Maaß, des Morgens, einige Tage lang trinken.

Bey manchen andern Unpäßlichkeiten, als Schnupfen, Husten, Kopfweh, starken Zahn und Halsschmerzen, und den meisten Arten von Fiebern, gab er zwey Loth Glaubers-Salz in einem Quart oder Maaß Wassers aufgelöset, und verordnete dieses Quart Salzwasser, wenn es jedesmal umgeschüttelt worden, in vier Theilen, täglich auszutrinken, und solches etliche Tage bis zur völligen Besserung zu wiederholen.

3. Wider Brustbeschwerden und trocknen Husten ließ er ein Quart oder Maaß siedend heiß Wasser auf eine halbe Hand voll gequetschten Leinsaamen gie-

sen, dieses mußte eine Weile ziehen, dann ward es abgegossen, und Morgens und Abends laulicht mit Milch getrunken.

4. Wider Leibschmerzen, verordnete er den Kranken, Kamillen und Fliederblnmenthee häufig zu trinken. Waren Verstopfungen dabey, so hatte er einige Klystierröhren und Blasen angeschaft; und durch etliche Klystiere, die auf seinen Rath von Habergrütze oder Leinsaamen in Milch gekocht, und durchgeseiget, ganz laulicht dem Kranken beygebracht worden, waren sie meistens glücklich gehoben.

5. Wider die Ruhr muste der Kranke täglich ein oder zwey mahl ein Brechpulver, aus der Ruhrwurzel bereitet, so oft wiederholt einnehmen, bis der bittre Geschmack im Munde, und das Drücken in der Herzgrube sich verlor. Die Klystire wurden täglich, bis zur Besserung, gegeben. Die Hauptspeise war getrocknetes oder frisch reifes Obst und sonderlich Pflaumen, wenn sie zu haben waren.

6. Wider hitzige Fieber mit Raserey oder Schlafsucht, und gänzlicher Niederlage der Kräfte, hatte er Spanischfliegenpflaster vorräthig, die ließ er an die Waden und Arme des Kranken legen, und ihn im ersten Fall viel kalt Wasser mit Salpeter und ein wenig Weineßig, im letzten Fall aber täglich ein Glas guten Wein, und etwas Wein unter Wasser gemischt, trinken.

7. Bey Seitenstechen, Bluthusten, und Blutstürzung ließ er eine Ader öffnen, und zuweilen, wenn es nöthig war, das Aderlassen wiederholen, sonst aber den Leinsaamenthee, mit gereinigtem Salpeter, und Wasser mit Weineßig viele Tage lang trinken.

8. Bey

8. Bey Fiebern, die oft wieder kamen, nachdem sie eine Weile ausgeblieben, bey bösen Geschwüren und Schäden, ließ er die abgeschälte Rinde von der Knack- oder Bruchweide, handvollweise, mit einem Quart Wasser jede gute Handvoll einmal aufgekocht, etliche Wochen, täglich ein Quart dieses Wassers trinken, und dazwischen alle acht Tage einmal zwey Loth Glaubersalz nehmen. Die Geschwüre aber mit kaltem Wasser täglich zweymal verbinden.

9. Bey Gichtschmerzen, oder Reißen in den Gliedern mußten die Kranken folgenden Trank, sechs Wochen lang, trinken, und alle vierzehn Tage, so lange die Cur währte, einmal zwey Loth Glaubersalz zum Abführen dazwischen einnehmen:

Nimm große Klettenwurzeln, die im Frühling gegraben, getrocknet und klein geschnitten sind, davon jeden Tag sechs Loth, mit zwey Maaß oder Quart Wasser auf die Hälfte eingekocht, und alle Tage, sechs Wochen lang, dieses eingekochte und abgeklärte Quart Wasser kalt getrunken.

Alle diese Mittel sind wohlfeil. Die Brechmittel kosten das Stück etwa einen Groschen; das Pfund Glaubersalz etwa fünf bis sechs Groschen, die Kräuter, Blüten und Wurzeln kann man umsonst sammlen.

Und so half dieser verständige Mann vielen Menschen, für einige Groschen Ausgabe, zu ihrer Gesundheit.

Wie viel Menschen werden durch gewinnsüchtige Betrüger um ihr Geld, und durch unrechte Arzneymittel um ihre Gesundheit gebracht! Die vortreflichsten Arzneymittel sind wohlfeil, oder kosten nur die Mühe, sie kennen zu lernen, und zu rechter Zeit in Vorrath

zu

zu sammlen. Die beste Zeit, die Wurzeln und Rinden zu sammlen, ist im ersten Frühling; die Kräuter aber um den Johannistag.

Gelobt sey die Güte des Schöpfers, der oft in ein geringes Kraut, Wurzel und Rinde, große Heilkräfte gelegt hat!

42. Gesundheit und Krankheit.

Ein Gespräch.

Wilh. Ich hörte ja sagen, daß eure Tochter krank wäre, ist das wahr, Gevatter Kunz?

Kunz. Ja sie klagt sich. Wer weiß, was ihr fehlt, sie wird schon wieder besser werden.

Wilhelm. Manchmal wird es auch wol nicht wieder besser. Wollt ihr denn nichts dafür brauchen? Zuweilen kann im Anfang mit wenigem geholfen werden, und hernach —

Kunz. Ich bin nicht dafür. Wenn man nichts braucht, wird man am ersten gesund.

Wilhelm. Alles mit Maaße, Gevatter! Freylich wer nichts thun wollte, als Arzney essen, bey den kleinsten Aufällen — Aber es giebt doch Zeichen, daran man wol wissen kann, daß Hülfe nöthig sey.

Kunz. Und was sind denn das für Zeichen? Gevatter!

Wilhelm. Die will ich euch sagen: Wenn jemand nicht esseu kann, Drücken in der Herzgrube, und einen übeln Geschmack im Munde hat. Wenn ihm die Glieder, der Rücken und alle Knochen weh thun. Wenn einem das Trinken zuwider ist, oder er Kopfweh und einen harten Leib hat ꝛc. Seht, Gevatter, das sind

sind Zeichen, daß man eine Krankheit brütet, die gefährlich seyn kann, wo nicht bald Hülfe geschieht.

Kunz. Davon weiß ich nichts: bin auch fast niemals krank gewesen, ausser an den Blattern, da war ich recht krank. Sie haben mich auch recht zugerichtet, wie ihr seht. Doch Gottlob, daß ich nur davon kein Krüppel geworden bin, wie so viele, die ich kenne.

Wilhelm. Wer weiß, ob es bey eurer Tochter nicht die Blattern werden! Besinnt ihr euch noch wol auf die Predigt von den Blattern?

Kunz. Ich gab nicht recht Achtung. Aber doch Gevatter! Was brauchte man dem Mädgen denn wohl? Sie sprachen immer, man soll sie warm halten, und hitzige Sachen eingeben, die das Gift vom Herzen weg treiben. Unsre alte Muhme brachte mir einen Trank, ich glaube, es war Schaafkoth in Bier gekocht, als ich krank an den Blattern war — Was meint ihr, Gevatter? Ob —

Wilhelm. Thut doch nicht so übel an eurem Kinde, und braucht aufs gerathewohl alles, was euch unwissende Leute rathen. Geht doch in die Stadt, und wendet das an euer Kind, was ihr an euer Vieh wenden würdet, wenn es krank wäre. Und wenn ihr mir nicht glaubt, so geht zum Prediger, und fragt den um Rath.

Kunz. Das will ich thun. Gott behüte euch, Gevatter!

Wilhelm. Und euch auch.

Wie köstlich ists, wenn man seinen Verstand anwendet, den Unwissenden zu belehren, und allem bösen Wesen abzuhelfen!

Ein weiser Mann kann eine ganze Gemeine glücklich machen. Bemüht euch also, weise zu werden, das h ißt, richtig denken und urtheilen zu lernen. Sir. 37, 26.

43. Bekanntmachung eines Mittels, die Blattern ohne große Gefahr zu bekommen.

Ein Gespräch.

Kunz. Guten Abend, Gevatter Wilhelm!

Wilhelm. Ey, guten Abend, Gevatter Kunz! Wie geht es mit eurer kranken Tochter?

Kunz. Wie sollte es gehen? schlecht! Wenn sie nur noch das andere Auge behält; das eine wird wol durch die Blattern verlohren gehen. Denn sie hat eine Blatter mitten auf dem Stern im Auge. Oder sie stirbt wol gar noch

Wilhelm. Ich beklage euch herzlich. Aber wer nun unsers Predigers Rath gefolgt hätte!

Kunz. Ja wol, Gevatter, ja wol! Wenn mir aber auch der liebe Gott wieder Kinder beschwert, so will ich ihnen gewiß die künstlichen Blattern geben lassen.

Wilhelm. So wie der Prediger es beschrieb, so ist es fast keine Krankheit zu nennen.

Kunz. Wie wars doch noch, Gevatter Wilhelm? ach mein Gedächtniß ist gar zu schlecht, ich kann nichts behalten.

Wilhelm. Ich schrieb es mir gleich auf, ging hernach zum Prediger, und bat ihn, es nachzusehen, ob es so recht geschrieben wäre.

Kunz. Habt ihrs bey der Hand, so leset mirs doch noch einmal vor; und dann will ich es mir abschreiben, wenn ihr mirs erlauben wollt.

Wil-

Wilhelm. Herzlich gern. Ich will es holen

Kunz. (allein). Ich unglücklicher Mann! wer doch treuem Rath gefolgt hätte!

Wilhelm. (kömmt wieder und liest). Es ist besser, seinem Kinde die künstlichen Blattern zu geben, als zu warten, bis es etwa durch Ansteckung die gewöhnlichen Blattern bekömmt. Die Ursach ist, weil, (da unter tausend Menschen nicht fünfe von den Blattern ganz befreyt bleiben), es gar zu leicht geschehen kann, daß die Ansteckung innerlich, etwa durch die Nase, im Halse, Magen, oder in der Lunge geschieht; diese Theile sind aber sehr empfindlich, und vermehren die Gefahr. Ferner kann es geschehen, daß die Blattern mit andern Krankheiten verbunden, oder bey schon Erwachsenen, unter Mangel an Pflege, oder sonst in mißlichen Gesundheitsumständen eintreten. Dahingegen die künstliche Blattern in der besten Jahrszeit, im obstreichen Herbst, blos äusserlich, an einem nicht sehr empfindlichen Ort auf der Hand, zwischen dem Daumen und Zeigefinger auf dem dicksten Fleische, oculiret, oder auf Deutsch, eingeimpft werden.

Das ganze Verfahren dabey ist folgendes: Man hebt mit einer breitgeschliffnen Nadel am bemeldten Orte auf beyden Händen ganz flach die oberste Haut auf, daß es wie eine kleine Höhlung unter der Haut wird; dann zieht man die Nadel heraus, und steckt einen in Blattermaterie geweichten, nnd wieder getrockneten sehr dünnen Faden in diese Höhlung unter der Haut. Ist das geschehen, so legt man das weisse Häutchen aus dem Ey darauf, daß der Faden nicht heraus fällt, und das Kind sich nicht die Battermaterie in den Mund oder Nase wischen kann, und läßt es drey Stun-

den liegen. Nach drey Stunden weicht man mit kaltem Wasser das Häutchen los, und zieht den Faden wieder heraus. Nun ist die Einimpfung, oder wie es in der französischen Sprache heißt, Inoculation geschehen. Am folgenden Tage wächst man die Hände des Kindes in kaltem Wasser, und läßt es vom vierten Tage an täglich die Hände viel im kaltem Wasser baden, darin spielen und plandschern. Z. E. man wirft etwas blankes in eine Schüssel mit kaltem Wasser, und läßt es das Kind oft heransnehmen. Dieses ist von grossem Nutzen. Bis zum fünften Tage wenigstens nach der Einimpfung, muß das Kind vor aller Ansteckung bewahret werden, und darf nicht zu solchen kommen, die die gewöhnlichen Blattern schon haben. Am achten Abend nach der Einimpfung meldet sich eine kleine Unpäßlichkeit bey den Eingeimpften, am neunten Morgen haben sie auf jeder Hand schon eine Blatter, und am zwölften Tage gewöhnlich alle übrige Blattern, die sie bekommen sollen. Während dieser ganzen Zeit müssen die Kranken durchaus nicht in warmen Stuben gehalten, noch, ausser zur gewöhnlichen Schlafzeit, ins Bette gelassen werden, wenn sie auch noch so krank oder schläfrig thun sollten; sondern anstatt dessen läßt man sie soviel möglich in der freyen Luft spielen, welches, wenn man den Herbst, als die beste Zeit zum Einimpfen wählt, sehr gut angeht, und verschaft ihnen allerhand Zeitvertreib und Zerstreuung, sonderlich durch Gesang und Musik. Ueberhaupt je kühler und luftiger man die Eingeimpften hält, je besser; und je mehr kalte und erfrischende Getränke sie trinken, je leichter kommen sie davon.

In

In und nach der Krankheit sind Obst, alles Gemüse, Grütze, Brodt, Semmel und Milch die einzigen Speisen, die man den Kindern geben darf. Aber durchaus kein Fleisch, Butter, Speck, Eyer ꝛc. Wenn die Blattern abgetrocknet sind, so giebt man ihnen eine gelinde Abführung, und läßt sie sodann mässig sich zu andern Speisen allmählich wieder gewöhnen.

Wer die Blattern, oder das, die Stelle der Blattern selbst, zuweilen vertretende Blatternfieber, einmal recht gehabt hat, bekömmt sie nicht wieder. Und eine einzige Blatter gilt unter obigen Umständen, in beyden Fällen, eben so viel, als tausend. Wer zu gewöhnlichen Blattern keine Anlage hat (und es giebt einige wenige Menschen von der Art), der bekömmt auch die künstlichen Blattern nicht. Doch kann man, wenn man recht gewiß seyn will, wenn nach zehn Tagen auf die Einimpfung keine Blattern erfolgen, in diesem Fall die Einimpfung wiederholen. Blatterfaden und Nadeln verwahrt der Prediger, und weiset einem jeden Vater oder Mutter gern, wie er es machen soll. Wer es aber einmal gesehen hat, der kann es, denn es ist leicht, Seht, Gevatter, das ist die ganze Kunst.

Kunz. Und es giebt würklich Kinder, die so leicht durchgekommen sind?

Wilhelm. Viele tausend, selbst alte Leute. Und was noch mehr ist, sehr verständige unter den vornehmen Herren — Ja recht, ich besinne mich, der Prediger nannte die Kaiserin von Rußland, den König von Frankreich, den regierenden Fürsten zu Anhalt Dessau, und seinen einzigen Erbprinzen, die vor kurzem die Blattern auf diese künstliche Arzt glücklich überstanden hätten —

Kunz. Ach, meine arme Tochter!

Wilhelm. Und das beste, daß es nichts kostet. Eine jede Mutter kann ihrem Kinde die künstlichen Blattern geben: denn wer es einmal sieht, sich von dem Prediger es weisen läßt, und Achtung giebt, der kann es.

Kunz. Was mich am meisten schmerzt, ist, daß, als ich zuerst unsern Prediger darüber predigen hörte, ich es dem guten Manne verdachte, und zu Hause darüber spottete.

Wilhelm. Thut das ja nicht wieder, sondern dankt inskünftige Gott, wenn ihr von redlichen und gelehrten Leuten etwas hört, was zum Nutzen der Menschen erfunden ist.

Kunz. Das will ich thun. Wenn nur diesmal mein armes Kind sich besserte, und ohne Schaden an seinen Sinnen durchkäme! Gute Nacht.

Wilhelm. Das wünsche ich euch von Herzen, Lebt wohl:

Wer weise ist, läßt sich rathen. Sir. 32, 24

44. Von den Mitteln, Todtscheinende zu retten.

Zu denen Todtscheinenden gehören: Erhenkte, Ertrunkene, von Kohlen und andern giftigen oder gährenden Dämpfen Erstickte, Erfrorne, in schweren Ohnmachten liegende ꝛc.

Wer dazu kömmt, oder der erste ist, der ist dieses Unglücklichen Nächster. Der hat die Pflicht, ihn zu retten.

Oft ist zwar der Wille da, aber keiner weiß die rechten Mittel der Hülfe, und daher kömmt es oft, daß in der besten Meynung, durch die Unwissenheit der Rettenden, der Gerettete wirklich erst getödtet wird. Die Rettungsmittel sind aber von zweyerley Art.

Zu-

Zuerst solche, deren nützliche Anwendung nicht so leicht begreiflich zu machen ist, oder gewisse Instrumente erfordert, und daher am sichersten einem ordentlichen Arzte zu überlassen sind. Von diesen also wird hier nicht die Rede seyn können.

Zum andern solche, deren Anwendung in der meisten Menschen Macht stehet. Und von diesen soll hier kürzlich gehandelt werden.

Eine von denen auf alle Fälle geltenden Hauptpflichten ist daher: so bald der erste Schritt zur Erhaltung des Unglücklichgewordnen geschehen ist, ohne Zeitverlust es dem verständigsten Mann in der Gemeine, dem Herrn, oder Prediger, oder Amtmann, oder Verwalter, oder Schulzen, bekannt zu machen, damit ein ordentlicher Arzt oder Feldscheer, so schleunig als möglich, herbey geholt werde.

Beym Erhenkten.

1. Er wird sogleich, und ohne einen Augenblick Zeitverlust, los geschnitten. Dabey muß der Körper gehalten werden, sowol, daß er im Fallen nicht Schaden nehme, als auch, daß im Wegtragen der Kopf nicht niederhänge.
2. Der einschneidende Strick und die Binde vom Halse, ingleichen alle, die Brust drückende, Kleidung, wird sofort aufgelöset, und
3. dafür die schleunigste Sorge getragen, daß der Körper in ein mäßig warmes Zimmer auf ein Bette, oder auf ein Strohlager, mie der Brust und dem Kopf hoch gelegt werde; alsdenn wird er völlig entkleidet.

4. Hände und Füsse müssen gebürstet werden, und der Leib wird mit gewärmten Flanell oder Frieslappen gelinde gerieben.
5. Unter die Nase wird scharfer Eßig oder Brannntwein oft gehalten und angespritzt, und
6. durch eine gesunde Person wiederholt Athem durch den Mund in die Lunge geblasen, wobey die Nase zugehalten wird, damit die Bewegung wieder in die Lunge komme.
7. Die Anwendung der übrigen Mittel aber werden dem indeß ankommenden Arzt, oder einer andern wohlerfahrnen Person, überlassen.

Beym Ertrunknen.

1. Er wird, sobald es seyn kann, nachdem er aus dem Wasser gezogen ist, in ein warm gemachtes Bette gebracht, doch beym Tragen dafür gesorgt, daß der Kopf nicht niederhänge. Wird er gefahren, so muß das Fuhrwerk langsam fahren.
2. Es wird der Körper mit gewärmten Laken leicht bedeckt, und darunter, wenn er völlig entkleidet ist, mit wollenen Tüchern um die Herzgrube sanft gerieben, der Unterleib aber mit einer gewärmten Hand gelinde gedrückt. Die Hände und Füße werden gebürstet.
3. Man sey bemüht, durch Einblasen, oder einen Blasebalg, Luft in die Lunge durch den Mund zu bringen, wobey die Nase vest zugehalten und die Lippen angedrückt werden.
4. Eßig und starker Branntwein wird mit dem rauhen Theil einer Feder oft unter und in die Nase gestrichen, oder gepülverter Taback in kleinen Priesen in die Naselöcher geblasen.

5. So wie ein Zeichen der Bewegung sich findet, wird alles Uebrige unterlassen, und nur allein mit dem gelinden Reiben mit gewärmten wollenen Tüchern fortgefahren. Die Anwendung eigentlicher Arzneymittel wird in diesem Fall wie in allen Uebrigen, der Verordnung eines ordentlichen Arztes, oder einer andern der Sache kundigen Person, überlassen.

Von Erstickten.

In Kellern, wo Most oder Bier gährt, viel Branntwein verwahrt wird, wo Holz, Torf, oder Steinkohlen, in verschlossenen Zimmern glimmen, durch den Dampf ausgehender Talglichter, Oehl= und Trahnlampen, ingleichen durch den Dampf neu geheizter Oefen, wird die Luft so verdorben, daß sie zum Athemholen nicht mehr taugt, und die darin sich befindende mehrentheils schlafende Menschen ersticken. Die leichtesten Mittel dagegen sind folgende:

1. Man bringt den Erstickten sofort in ein kühles reinluftiges Gemach, und völlig entkleidet, in eine sitzende Stellung.
2. Die Füsse werden bis an die Knie in ein lauwarmes Fußbad gesetzt, welches noch, durch Zugiessung etwas wärmern Wassers, nach und nach erwärmt werden kann.
3. Der Leib wird mit in kalt Wasser getauchten Tüchern gelinde gerieben.
4. Man muß sich alle Mühe geben, dem Kranken durch den Mund, der gewöhnlich gesperrt ist, in seine Lunge Luft einzublasen, und also die Bewegung wieder herzustellen; das Uebrige aber der Verordnung des so schleunig als möglich geholten Arztes, oder in des-

sen Entfernung einer andern der Sache wohl kundigen und dazu gesetzten Person, überlassen.

Von Erfrornen

1. Man hüte sich den Körper sogleich, nachdem er gefunden ist, in ein warmes Zimmer oder Bette zu bringen.

2. Vielmehr scharrt man ihn an einem kalten Ort in den Schnee, so daß nur Mund und Naselöcher offen bleiben. Der Schnee wird allenthalben fest angedrückt, und so bald er an diesem oder jenem Theile zu schmelzen anfängt, wird frischer Schnee aufgelegt.

3 Trägt sich der Fall bey trockner Kälte zu; so wird der Körper in Tücher, die in geschmolzen Eis getunkt sind, gehüllt, und damit unermüdet fortgefahren.

4. So bald sich Zeichen des Lebens finden, wird der Kranke in ein mäßig gewärmtes Bette gebracht. Das Uebrige aber der Verordnung des indeß geholten Arztes, oder einer andern verständigen und der Sache kundigen Person, überlassen.

5. Die meisten Leute erfrieren, weil sie, um sich zu wärmen, Branntwein trinken. Dieser aber macht, so wie ein hoher Grad der Kälte, schläfrig, und im Einschlafen erfrieren die Leute. Man nehme also in der Kälte, auf Reisen rc. nie Branntwein, sondern lieber warm Bier mit etwas Ingwer, zur Erwärmung.

Von Personen, die in schweren Ohnmachten liegen.

Da die Ursach dieser Ohnmachten oft sehr verschieden ist, so ists am besten, so bald es seyn kann, den ordentlichen Arzt zu rufen. Scharfer Eßig unter die Nase gehalten, oder Tücher in kalt Wasser getaucht, und um den Unterleib geschlagen, pflegen in gewöhnlichen Fällen die Bewegung wieder herzustellen.

45. Von den Kennzeichen des gewissen Todes.

Es ist schrecklich, lebendig begraben zu werden. Dieses kann geschehen, wenn man mit dem Begraben solcher, die man für todt hält, zu sehr eilt. Da es aber auch auf der andern Seite nicht rathsam ist, sonderlich bey heisser Luft, ansteckenden Krankheiten, und bey wenigem Raum, die Leichen all zu lange über der Erde zu lassen; so ist es nützlich, die Kennzeichen des gewissen Todes zu wissen.

Das erste ganz untrügliche Zeichen ist: der Anfang der nach dem Tode schnell erfolgenden Verwesung. Sie nimmt im Unterleibe ihren Anfang. Wenn also die Haut unter den kurzen Rippen eine grünliche Farbe bekömmt, oder runzlicht wird; so ist der Tod gewiß erfolgt.

Das zweyte Kennzeichen ist, wenn der Stern im Auge sich erweitert, und das Auge trocken und trübe geworden ist.

Das dritte Kennzeichen: wenn nach einer anhaltenden oder schweren Krankheit, als: Schwindsucht, Wassersucht, rothen Ruhr, Fleckfieber ꝛc. oder bey hohem Alter des Kranken, die Gelenke steif und unbiegsam, und der Körper überall kalt geworden ist.

Wo diese Kennzeichen sind, oder nur das erste und zweyte, da ist der Tod gewiß erfolgt.

46. Von Nahrungsmitteln.

Eine Frau, die entweder geizig, oder unverständig, oder sehr arm war, gab ihren kleinen Kindern nichts als Mehlsuppe oder Erdtoffeln, ohne genugsames Salz, zu essen. Da bekamen die Kinder blasse Gesichter und dicke Leiber, und eins starb nach dem andern hin. Als sie nun über ihren Verlust einsmals sehr weinte, da sagts ihr ein verständiger Mann, der es wol wußte. „Ach", antwortete sie ihm, „wie weiß unser „eins das? Und denn ist das Salz theuer. Erdtoffeln in „der Asche gebraten, und Mehlsuppe, ist bald gemacht, „und man wird doch auch satt davon.„ Liebe Frau, sprach der verständige Mann, satt werden, „ist nicht die Hauptabsicht des Essens, sondern „dadurch genährt und gestärkt zu werden. Und „beydes würde besser geschehen seyn, wenn ihr euren „Kindern, je öfter je lieber, zwischen den Erdtoffelmahl„zeiten, auch hättet bloße gesalzene Brodtsuppen und „Buttermilch mit Brodt essen lassen, oder die vortref„lichen gesunden Morüben (Möhren) statt der Erdtoffeln „zur gewöhnlichen Kinderspeise gewählt hättet. Gewiß, „eure Kinder lebten noch, und blühten wie die Rosen", „Nun", sprach die gute Frau, „wenn ich wieder Kin„der bekomme, will ichs doch auch so machen".

Es ist nicht alles gesund, was man essen kann, nicht zu allen Zeiten dasselbe, und manches hört nur auf schädlich zu seyn, durch die Verbindung, in welcher es genossen wird. Unwissenheit tödtet zuweilen.

47. Von wahren und falschen Freunden.

Jlaps hatte Geld geerbt. Aber weil er nicht durch gute Erziehung, und Unterricht in der Schule, verständig

ständig geworden war; so wuste er es nicht gut zu gebrauchen, sondern kam fast nicht aus der Schenke, und zehrte, von dem geerbten Gelde, bis auf den letzten Thaler. Etliche herumziehende Musikanten hatte er gedungen, und alles, was im Dorfe war, sollte nun mit ihm trinken, tanzen und spielen. Einst stand er in der Thüre, und Wilhelm gieng vorbey. „Bruder, rief er, komm her; ich will für „dich die Zeche bezahlen; wir wollen lustig seyn, es soll dir „nichts kosten; hab ich doch Geld genug" — Wilhelm hatte beynahe Lust, aber weil er an den Prediger eiligst etwas zu bestellen hatte, so antwortete er: „jetzt habe „ich nicht Zeit, aber vielleicht auf dem Rückwege." Unterweges überdachte er sein Vorhaben, und weil er nicht mit sich eins werden konnte; so fragte er den Prediger, der ein sehr verständiger Mann war, ob er wohl mit Flapsen, der ihm doch Freundschaft beweisen wollte, umge„hen könnte. Dieser Mann sagte: „Nein, mein Sohn, „thue es nicht. Flaps ist ein liederlicher Verschwender, „und wird ein schlecht Ende nehmen, wenn er sich nicht „bald bessert. Er hat lange Weile, die sollst du ihm „vertreiben helfen. Sonst macht er sich so wenig aus „dir, als aus seinem Gelde. Aber du könntest von ihm „Böses lernen; und es wäre schade um dich. Denn „böse Exempel verderben gute Sitten — Gehe lieber ei„nen andern Weg wieder zu Hause, damit die Versu„chung nicht stärker werde". Wilhelm folgte treuem Rath. Bald darauf hatte Flaps in betrunkenem Muth eine Schlägerey angefangen. Er selbst und viel Leute waren beschädigt worden. Alle die zugegen gewesen waren, mußten zeugen und schwören, und keiner blieb ohne Mühe und Unkosten. Da freute sich Wilhelm, daß er des Predigers Rath befolgt hatte, und sagte:

„Flaps war nicht mein Freund, sondern wollte mich „verführen, aber der Prediger war mein wahrer Freund, „denn er warnte mich vor Schaden".

Wer Gott verehrt und liebt, der findet solchen Freund. Sir. 9, 21. 22. 23. Sir. 6, 16.

48. Groß und klein.

Prahler war hochmüthig, und wollte immer was besonders erzählen, damit ihn und seine Begebenheiten die Leute bewundern sollten. Einsmals erzählte er, daß wie er als Soldat vom Feinde gefangen worden, so hätte man ihn in ein Land gebracht, wo die Bienen so groß als die Tauben wären. Wilhelm fragte ihn: ob sie denn dort auch Bienenkörbe hätten? Freylich antwortete Prahler, eben solche, als unsre, und mancher Bauer hat etliche hundert solcher Stöcke an seinem Gartenzaun. Wilhelm fragte weiter: ob etwa nur zwey Bienen in jedem Stocke wären? Warum nicht gar! rief Prahler, viele tausend sind in jedwedem Stocke. Da lachten alle Leute. Denn so viel und so grosse Bienen hätten weder am Garten, noch auf dem ganzen Hofe des Bauern Platz gehabt.

Kleinmacher hatte einen andern Fehler. Dem war nichts gut genung. Er hatte auf einen jeden Menschen etwas zu sagen. Wer stille und bescheiden war, den nannte er dumm; wer ein fröhlich Herz hatte, den hieß er frech und ausgelassen; wer das Seine zu rathe hielt, der mußte geizig heißen; und wer ehrbar und ernsthaft war, den schalt er gar einen Heuchler. Und so verkleinerte er das Gute an einem jeden Menschen, und freute sich, wo er etwas verachten, oder daran zu tadeln finden konnte. Aber ein jeder ging auch weg,

wo Kleinmacher hinkam, und er wurde von allen Leuten verachtet.

Prahle nicht, und verkleinere nicht. Nenne alles bey dem rechten Namen. Triff das Maaß in allen Dingen. Sieh, wenn du nicht als Obrigkeit, oder als Herrschaft, oder als Lehrer deine Unterthanen, Gesinde und Zuhörer beßern sollst, und auf Ordnung Recht halten mußt, lieber auf das Gute, als auf die Fehler deiner Nebenmenschen. Spr. 17, 28. Cap. 26, 5. Matth. 7, 1.

49. Die Wahrheit.

Wenn Wilhelm um das, was er von irgend einer Sache wußte, gefragt wurde, es sey in den Gerichten, oder sonst im ernsthaften Gespräch; so sagte er davon seine aufrichtige Meynung, und wie es ihm ums Herz war. Er vergrösserte und verkleinerte nichts, sondern wie sich die Sache verhielt, so redete er davon. Es traute ihm daher ein jeder, und sein bloßes Ja und Nein galt mehr, als der Schwur eines andern; welches ihm die Hochachtung und das Vertrauen aller Leute erwarb.

Ein jeglicher meide die Lügen und rede die Wahrheit. Weil man sich nach Wahrheit richten, und sich darauf verlassen kann, deswegen ist die Wahrheit so köstlich. Spr. 12, 19.

50. Die Reisenden.

An einem Scheidewege, wo drey Wege abgingen, fanden zwey Reisende einen Menschen, und fragten ihn freundlich, welchen Weg sie nehmen müßten, um nach einer gewissen Stadt zu kommen, und weil ihnen viel daran gelegen war, so versprachen sie ihm

eine

eine Belohnung, wenn er es ihnen mit Gewißheit sagen würde. Dieser Mensch wußte nun nicht gewiß, welches der rechte Weg nach der Stadt wäre; aber die Belohnung reitzte ihn. Er that, als wenn er es wüßte, und sprach: „Der mittelste Weg führt gerade „nach der Stadt; denn ich komme von dort her." Die Reisenden gaben ihm das Versprochene, und gingen fort. Als sie lange gegangen waren, und endlich in ein Dorf kamen, da erfuhren sie, daß sie gar nicht auf dem Wege nach der Stadt, sondern einen vergeblichen Weg gegangen wären. Das verdroß die Reisenden sehr, und sie schalten im Eifer den Wegweiser einen Betrüger und Bösewicht, der ihrer nur gespottet hätte.

So schädlich ist die Lüge. Durch sie entsteht Menschenhaß, Mißtrauen und Irrthum. Ein Dieb ist ein schädlicher Mensch, aber ein Lügner nicht weniger. Lügen und Diebstahl gehören gemeiniglich zusammen.

Ein Betrüger lügt meistens aus Eigennutz. Er versichert oft von sich, oder andern Dingen, die er gerne anbringen möchte, Geschicklichkeit und gute Eigenschaften, davon er selbst das Gegentheil weiß, uud hintergeht dadurch diejenigen, die ihm trauen. Sir. 7, 14. Coloss. 4, 9. Sir. 20, 26. 27.

51. Der Taschenspieler und der Bauer.

Flink, ein Taschenspieler, verachtete den Ackermann Steffen, als sie sich einst auf einem Jahrmarkte begegneten. „Bey Fürsten und Herrrn darf ich in „die Stube kommen, sprach Flink, und des Tages ein „Gulden, ist mein geringster Verdienst." „So viel „verdien ich nicht, antwortete der Bauer, aber gebt „acht, ich werde länger Brod haben, als ihr." Bald dar-

darauf kam ein Krieg und Theurung in das Land, da trieb der Hunger den Taschenspieler Flink unter andern auch vor Steffens Haus.

Wollt ihr mir als Knecht dienen?" sprach Steffen zum bettelnden Taschenspieler, „so will ich euch Lohn „und Brodt geben." Ach! wenn ich das gelernt hätte, „antwortete Flink, so braucht' ich jetzt nicht zu betteln — „aber ich will euch für vier Groschen alle meine Künste „machen", diese können mir den Verlust meiner Zeit nicht „ersetzen", erwiederte Steffen, „wenn mich auch das „Geld nicht dauerte. Da habt ihr indeß ein Stück „Brodt, und lernet nun die Wahrheit glauben:" die Kunst, die am längsten nährt, ist die beste.

52. Der neue Pflug.

Einst kam ein Künstler an ein Dorf, und sahe auf dem Felde die Leute pflügen. Er ging hin und besahe den Pflug, womit sie pflügten; und als er fand, daß der Pflug nichts taugte, da sprach er: „Lieben Leute, es „jammert mich, daß ihr euch so quält, ich will euch einen „bessern Pflug machen lehren, damit sollt ihr euch und „euer Vieh nicht so quälen, und doch leichter und besser „pflügen können." Da das die Leute hörten, hoben sie Steine auf, und warfen den Mann, schalten auf ihn und sprachen: „Was? du willst klüger seyn, als unsre „Vorfahren, die immer mit solchen Pflügen gepflügt ha„ben? Mit diesem Pfluge können wir schon pflügen, „und mit dem neuen, wenn er auch besser wäre, müßten wir erst pflügen lernen." War das recht?

53. Martin und sein Lehrer.

Martin. Aber wenn ein Garten alle Jahre tragen kann, so könnte das Feld ja wol auch alle Jahre besäet werden?

Der Lehrer. Warum nicht? Wende nur eben den Fleiß an dein Feld, als an deinen Garten, so wird das geschehen können; und was das Wichtigste ist, worauf es noch ankömmt, wirst du selbst finden.

Martin. Etwa, daß das Ackerfeld eben so gute Erde und Lage habe, als der Garten?

Lehrer. Freylich. Denn wenn du z. E. einen Sandberg dazu wählen wolltest, der dem Sonnenbrande bloß gestellt läge, da würde dir weder dein Graben noch Düngen etwas helfen — oder einen Fleck, der oft überschwemmt würde — Aber Martin, welche Seite der Sandberge läßt sich doch durch Mühe verbessern?

Martin. Die nach Nordost liegende, weil da die Sonne am wenigsten brennt.

Lehrer. Recht! Doch wenn du die Wahl hättest, wolltest du lieber ein jährlich oft überschwemmtes Stück des besten niedrigen Ackers bearbeiten, oder einen Sandberg?

Martin. Wenn ein ordentliches und in meiner Gewalt stehendes Mittel wäre, die Ueberschwemmung durch Abzugsgräben oder Dämme zu hindern; so würde ich die Niedrung wählen, sonst aber lieber den Sandberg.

Lehrer. Warum?

Martin. Weil ich in der, den öftern Ueberschwemmungen bloß gestellten, Niedrung fast stets umsonst arbeiten muß, und weder mein Vieh noch mich erhalten kann. Auf der Höhe aber das Wenige, was ich ärndte, mir doch gewiß ist.

Lehrer. Hast du noch behalten, wie man auch auf den schlechten Höhen etwas erbauen könne?

Martin.

Martin. Man muß in Gräben pflanzen, die gegen die Abendseite einen Wall von Steinen, oder Erde haben, daß die Sonne den Pflanzen nicht lange auf den Fuß scheinen kann. Die Erde, die den Wall gegeben hat, wird nach einem Jahr in die Grube geworfen, und ist fruchtbar geworden, durch die Luft. Und nun wird daneben ein neuer Wall gemacht.

Lehrer. Und was für Früchte würdest du auf solchen Höhen doch noch nothdürftig erbauen können?

Martin. Die Esparsette und das Pimpinellkraut kömmt noch wol zum nothdürftigsten Viehfutter auf dürren Höhen fort — So wie zur Noth die Erdäpfel, der grüne Kohl, Hafer, Hirse und Buchweizen; an Obstbäumen, saure Kirschen und Pflaumen ꝛc.

Lehrer. Aber wir sind von der Antwort auf deine Frage abgekommen. Weißt du noch, was du gefragt hast?

Martin. Ja, lieber Lehrer, ich weiß es noch. Ich fragte: wenn ein Garten alle Jahre tragen kann; so könnte ja das Feld auch alle Jahre tragen, und brauchte nicht zu ruhen oder Brache zu liegen?

Lehrer. Was wird denn gewöhnlich für Vieh auf der Brache geweidet?

Martin. Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine Gänse.

Lehrer. Dann muß doch auch auf der Brache Nahrung für sie seyn?

Martin. Nahrung genug, sonst könnten sie nicht leben; es wächst darauf Gras und alleley Kräuter.

Lehrer. Also ruhet die Erde ja nicht, wenn sie das alles hervorbringt. Ob aber das guten Acker giebt, wo so viel Gras, und Unkrautswurzeln drin sind? oder künftig reines Korn?

Martin. Nein, denn es muß desto öfter gepflügt und geegget werden. Und wenn das Unkraut mit dem Korn groß wird und Samen trägt, so giebt es schlechtes unreines Korn.

Lehrer. Und ob sodann über der schweren Bestellung nicht oft die beste Saatzeit versäumt oder in der Eil schlecht bestellt wird?

Martin. Das muß wol oft geschehen.

Lehrer. Warum leiden denn die Leute dennoch die Brache, da doch die Erde nicht ruhet, sondern trägt, und das Unkraut überhand nimmt, der so sehr nöthige Dünger des Viehes dadurch nur verschleppt, und in der Sonne dürre und hart, mithin völlig unnütz wird!

Martin. Um der Viehweide willen müssen sie es wol thun.

Lehrer. Wenn sie nun um das grosse Vieh im Stall zu futtern, dazu ihre Felder zum nöthigen und nützlichen Kleebau eintheilen; den Schafen die schlechtesten Felder ganz einräumten, und die überflüßigen Schweine und Gänse, welche meistentheils mehr Schaden als Vortheil bringen, wegschaften — Was meinst du, wäre dann die Brache noch nöthig?

Martin. Nein, alsdann nicht.

Lehrer. Aber wird im Garten einerley Samen immer wieder auf denselben Fleck gesäet?

Martin. Nein, man wechselt damit ab.

Lehrer. Also was würde man darunter verstehen müssen, wenn man sagt: der Acker muß ruhen?

Martin. Das soll denn auch wol heissen: du darfst nicht stets einerley auf deinen Acker säen.

Lehrer. Freylich. Wenn du deinen Acker aber nicht kannst Gartenpflege geben; so darfst du auch keine Garteneinkünfte von ihm fordern. Wenn hingegen dein Acker an Eigenschaften deinem Gartenfleck ähnlich ist; so strebe darnach, ihn wie einen Garten bestellen zu können, so wird er auch wie ein Garten tragen. Sir. 20, 30.

54. Die Aufhebung der Gemeinheiten.

Ein Gespräch.

Kunz. Sagt mir doch, Gevatter Wilhelm, zu was nutzt die Aufhebung der Gemeinheiten?

Wilhelm. Sie macht, daß ein jeder das Seinige allein hat, und es nach seinen besten Einsichten gebrauchen kann.

Kunz. Bekömmt man etwa dadurch mehr Land, als man vorher hatte?

Wilhelm. Nein. Man braucht aber auch nicht mehr. Wenn man nur das recht nutzen könnte, was man schon besitzt.

Kunz. Ich dächte, Wilhelm, das Land, was unser einer hat, würde ja wohl genutzt. Es läßt doch selten jemand Land liegen, und besäet es nicht.

Wilhelm. Lieber Kunz, aufs Besäen allein kömmt es nicht an; sondern darauf, daß dem Lande sein Recht geschiehet.

Kunz. O sprecht doch deutlich, Wilhelm! Ich will euch auch gerne Recht geben, wenn ihr Recht habt.

Wilhelm. Nun so hört, was ich euch fragen werde. Ists nicht wahr, daß, wenn ein Ende von eurem Acker eine viertel Meile von dem andern liegt,

 daß

daß dann viel Zeit verloren geht, ehe ihr von einem zum andern kommt?

Kunz. Ja. Aber ich kann nach dem einen meinen Knecht schicken, und auf dem andern bin ich.

Wilelm. Gesetzt aber, ihr hättet keinen Knecht; und wenn ihr einen Knecht habt, seyd ihr auch versichert, daß er dort so fleißig ist, und mit dem Acker und dem Vieh so umgeht, als wenn er vor euch her pflügte?

Kunz.. Ihr habt Recht, Wilhelm.

Wilhelm. Ists nicht wahr, ihr hättet manchmal gerne späten Haber, oder ander Getreide gesäet; aber ihr durftet nicht, weil die andern keinen säeten?

Kunz. Auch das ist wahr.

Wilhelm. Nicht wahr, wenn euer Land in nassen Jahren zähe geworden war, so hättet ihr es gern querüber gepflügt und geegget? aber ihr konntet nicht, weil die Scheidfahren es hinderten?

Kunz. Das ist gewiß und wahrhaftig wahr.

Wilhelm. Von allem diesem Uebel soll euch die Aufhebung der Gemeinheiten helfen. Das ist die landesväterliche Absicht unsrer Obrigkeit. Auch kann alsdann die nützliche Stallfütterung des Rindviehes angefangen werden. Und wenn ich euch nun gar bewiese, daß ihr dadurch mehr Land erhaltet, als ihr zuvor hattet, ohne daß die Feldmark vergrössert würde?

Kunz. Das wäre was vieles, Wilhelm!

Wilhelm. Und ist doch gewiß. Denn rechnet einmahl, Kunz, alle die Scheidfahren, worin jetzt nur Mäuse und Reitwürmer hecken. Wenn ein jeder zehn Enden immer einzeln hat; so hat er auch zehn Scheidfahren. Lägen aber die zehn Enden in einer Breite bey-

beysammen; so hätte er nur eine Grenzfahre mit dem Nachbar. Und da zehn Fahren ein halbes Ende ausmachen; so hätte er nun zehn und ein halb Ende, da er vorher nur zehn Ende hatte.

Kunz. Ich danke euch vielmals, Gevatter Wilhelm, ihr habt mich ganz umgekehrt. Nun sehe ich in der That, daß man alles Neue nicht gleich verwerfen, sondern sich darüber belehren lassen, und es prüfen müsse.

Prüfet alles, und das Gute behaltet.

55. Die Stallfütterung des Rindviehs. Ein Gespräch.

Kunz. Ihr sprachet neulich auch von der Stallfütterung des Rindviehes, Gevatter Wilhelm, was hat es denn damit für eine Bewandniß?

Wilhelm. Die Meynung ist, daß dann ein jeder, den Frühling und Sommer hindurch, bis die Roggenärnte vorbey ist, sein Rindvieh im Stall mit Gras, Klee und andern guten Futterkräutern, auch Kohlblättern und grossen Rüben, Kartoffeln, ausgegätetem Unkraut und dergleichen futtert, und so, ob er gleich weniger Vieh als sonst hält, doch mehr und bessern Dünger macht, und von dem wenigern Vieh, wegen des bessern Futters und der Ruhe, auch mehr Milch und stärkere Kälber erhält, als sonst.

Kunz. Auch das Hirtenlohn würde gespart.

Wilhelm. Und die Wiesen könnten im Frühjahr geschont. und vor der Aernte noch desto eher gemähet werden. Denn in den langen Tagen geht das Heuen besser von statten, das Heu ist kräftiger, und was man fürs Vieh als Gras gesichelt hat, gäbe doch noch Grum-

 met

met oder Nachmath. Ueberdem hätte man zur rechten Zeit den nützlichen Brachmist, und die Saatzeit im Herbste brauchte nicht aufs Mistfahren zu warten: man könnte also auch früher zusäen, und würde besser Korn gewinnen.

Kunz. Aber wie kömmts, Wilhelm, daß man nicht lange schon das eingesehen hat? Denn mich dünkt, der Vortheil bey der Stallfütterung sey sonnenklar.

Wilhelm. Das kömmt wohl mit daher, weil bisher kein Bauer seine Vernunft brauchen gelernt? mithin auch über seinen Beruf, nehmlich über die Landwirthschaft nicht nachgedacht hat. Auch gehört die Aufhebung der gemeinen Weiden, ingleichen eine eigne Einrichtung des Ackerbaues, ja selbst der Häuser und Ställe dazu, wenn es gut gehen soll. In andern Orten und Ländern ist die Stallfütterung schon lange gewöhnlich.

Kunz. Aber die Pferde müssen doch ausgetrieben werden?

Wilhelm. Warum das? Vier Stallpferde sind so gut, als acht Grasepferde, und kosten nur einen Knecht und die Hälfte Geschirr; verrichten aber, weil sie stärker sind, mehr Arbeit, als acht Grasepferde, die auf elenden Weiden sich kümmerlich nähren, und kaum das Leben haben. Auch werden die Wiesen damit, daß man früh und spät im Jahre austreibt, sehr verdorben, die nützlichen Graben zugetreten, ohne was für Schaden und Verdruß entsteht, wenn Vieh ohne Hirten herum läuft.

Kunz. Aber Schaafe, Gänse und Schweine blieben doch immer übrig, wenn auch sonst nichts ausgetrieben würde?

Wil-

Wilhelm. Ich habe noch keinen Bauer gesehen, der durch Schaafe, Gänse und Schweine reich geworden wäre. Und wenn ein jeder, der nicht an grossen Wassern wohnt, gar keine Gänse, der Bauer aber nur etliche Schweine auf dem Stalle hielte, und so viel Schaafe, als er braucht, jährlich kaufte; dann würde für das nothwendigere Vieh immer Nahrung und Weide da seyn: die Kinder, die gewöhnlich das kleine Vieh hüten müssen, würden dadurch nicht mehr so verwildern, und verdorben werden, und die bessern Aernten würden gewiß so viel Geld bringen, um alles dieses zu kaufen, und noch Vortheil zu haben.

Durch fragen wird man klug. Suche dich durch das Gespräch mit verständigen Leuten zu belehren, und vermehre täglich deine Einsicht in die Berufsgeschäfte. Sir. 32, 22.

56. Der Halsstarrige oder Widerspenstige.

Matz war halsstarrig, und wollte sich nicht weisen lassen. Als einst die Aecker im dem Dorfe, wo er wohnte, vertauscht, oder die Gemeinheiten aufgehoben wurden; da wollte er durchaus seinen Acker nicht verlieren. Ob nun gleich die Theilungskommissarien, und alle Wirthe im Dorfe ihn bedeuteten: daß es anders gar nicht zu machen wäre, und besonders er dabey nichts verlöre, sondern eher noch gewönne; so blieb er doch auf seinem trotzigen Kopf bestehen, und verging sich gar mit ungebührlichen Reden. Daher ward er, auf obrigkeitlichen Befehl, gefangen genommen, und auf die Vestung geschickt, woselbst er drey Jahre an eine Karre geschmiedet, bey Wasser und Brod arbeiten mußte.

Sey nicht halsstarrig und widerspendig, denn man kann dergleichen Leute bald zwingen. Spr. 10, 8. Sir. 32, 21.

57. Der Höfliche und Bescheidene.

Wilhelm war wohl gesinnt. Er war der erste, der seinen Acker mit der Herrschaft vertauschen sollte. Da sprach er zu den Commissarien: „Ich sehe wol, „meine lieben Herren! daß es meiner gnädigsten Obrig„keit Wille ist; und daß es wol im Ganzen besser sey, „wenn ein jeder seinen Acker auf einem Fleck bekömmt. „Aber ich habe meinen Acker im Stande, und kann „also leicht dabey verlieren. Doch wenn es zum all„gemeinen Besten ist, so will ich es mir auch gefallen las„sen, und freywillig etwas verlieren."

Da freute sich die Herrschaft, und lobte seine gute Gesinnungen, gab ihm auch ein ansehnlich Geschenk an Gelde. In wenig Jahren hatte er seinen neuen Acker so gut im Stande, als den alten, und weil er näher beysammen lag, durfte er weniger Gespann und Gesinde halten; hatte also auf alle Weise gewonnen.

Unzählige Vortheile im Leben hat der Höfliche und Bescheidene: ein jeder liebt ihn, und hilft ihm fort.

Mit gewissen gemeinnützigen Dingen, die niemand als die Landesobrigkeit einrichten kann; weil sie allein allen befiehlt, kann nicht stets der Vortheil einzelner Menscheu verbunden werden. Einige müssen Gebräuche, Gewonheiten, Gerechtsame, ja Theile ihres Vermögens aufopfern, damit die meisten glücklicher werden. Einige müssen sich bloß Abänderungen, Vertauschungen, Entschädigungen gefallen lassen. In beyden Fällen ist Willigkeit Pflicht. Und obgleich in dem

ersten Falle die Ausübung der Pflicht schwerer ist; so hört sie deswegen nicht auf, Pflicht zu seyn. Denn es giebt auch schwere Pflichten. 1 Petr. 2, 13. Sir. 32, 18.

58. Das ordentliche Dorf.

Ich sah einmal ein Dorf, dessen Anblick mich sehr vergnügte; und wollte Gott, ein jedes Dorf wäre eben so beschaffen!

Alle Höfe und Gärten waren mit Mauern von Leimen und Feldsteinen eingefaßt, sieben Fuß hoch, drey Fuß unten, und zwey Fuß oben dick. Ich fragte gleich die Leute: „ob es ihnen nicht viel Mühe gemacht hätte, „solche Mauern aufzuführen?" Freylich; antworteten sie, „aber nun haben wir auch ins künftige wenig „Mühe damit. Diese Wand verbrennt nicht in Feuers„brunst, und kann auch nicht gestohlen werden. Es ist „ein dauerhaftes Werk, und wir haben es allmählich „gemacht, wenn eben nichts Nöthiges zu thun war."

Die Schwellen an den Gebäuden lagen alle zwey Fuß über der Erde, auf gemauertem Grunde. Am Hause wurde kein Koth, kein Mistpfuhl geduldet. Des Sonntags kam die Gemeine zusammen, und wurde eins, was zum gemeinen Besten in künftiger Woche sollte gethan und gegeben werden. Einen Dieb, Säufer, Flucher und lieberlichen Menschen, oder schlechten Ackerwirth, litten die Leute nicht in der Gemeine, denn sie sagten: „Solcher Mensch richtet nur Unglück an, und „bringt Unsegen und Schimpf über unser Dorf." Wer aber unverschuldet Unglück hatte, oder krank wurde, dem halfen die andern, daß er mit fort kam, und nicht verarmte. Und der war dann herzlich dankbar, und bat Gott, daß er diese Wohlthat seinen Nachbarn reich-

lich vergelten möchte! Es war kein Neid, Zank und Groll unter diesen guten Leuten. Ihre Kinder sahen nichts Böses, und wurden daher durch den Schulunterricht viel leichter gebessert, als andere, die in ihrer Aeltern Hause viele Laster lernen. Ihren Herrn und ihren Seelsorger liebten sie kindlich, und waren willig gehorsam. Es war auch kein Gefängniß im Dorfe; das alte war eingefallen und der Herr ließ keins wieder bauen. Denn er sagte: „das Gefängniß ist nur für „böse Leute, und solche sind meine Unterthanen nicht."

O daß doch jedes Dorf diesem Dorfe gleich werden wollte! Spr. 14, 34.

59. Der Schulze.

In dem ordentlichen Dorfe war ein Schulze, der hatte viel dazu gethan, daß so gute Ordnung in dem Dorfe gehalten wurde. Er konnte gut schreiben und rechnen, war ein treflicher Ackerwirth, lebte mit seiner Frau friedlich, und hielt seine Kinder zur Schule und zu allem Guten an. In der Kirche war er ein andächtiger Zuhörer, und wohlthätig gegen die Armen. Durch Liebe und Gelindigkeit wußte er bald den Streit beyzulegen, wenn ein Streit entstand, und jeder holte sich gern Rath bey ihm; denn er war als ein ehrlicher und frommer Mann bekannt. Bey seinen Vorgesetzten war er auch so beliebt, daß er weit mehr geachtet wurde, als die meisten seines Standes. Und weil ihn niemand gern beleidigte und kränkte; so erlebte er ein ruhiges und ehrenvolles Alter.

Hochachtung ist der Lohn für Verdienste. Und wer in seinem Stande das Seinige rechtschaffen thut, der hat Verdienste, oder der verdient, daß man ihn hochachtet. Sir. 11, 15.

Naher Vortheil bringt oft entfernten Schaden.

In einem Dorfe, nahe bey der Stadt, war einmal ein Bauer, der hielt sich vier starke Pferde, und hatte treflich Ackergut. Da kamen die Leute aus der Stadt häufig hin, und handelten mit ihm, daß er ihnen Lohnfuhren thun sollte. Sie boten ihm viel Geld, und er fing an zu fahren. Dem Knecht gaben sie Biergeld, und schenkten ihm manches Glas Branntwein, daß er geschwind zufahren sollte. Dem Knecht gefiel das besser, als die Ackerarbeit. Wenn nun nöthig zu pflügen, zu eggen, Heu zu fahren ꝛc. war, und es kam eine Lohnfuhre; so rieth der Knecht immer zu: „der Herr solle das schöne Geld mitnehmen, es würde „wol Wetter bleiben; zum Pflügen wär immer Zeit ge„nug ꝛc." Der Herr hatte schon auf hundert Thaler verdient, und das gefiel ihm auch; er ließ sichs also ferner gefallen. Allein die Pferde waren oft überjagt worden, wenn der Knecht zuviel getrunken hatte. Nun sollten sie auch alle versäumte Ackerarbeit nachthun. Aber es fiel Regenwetter ein! da verdarb das Heu. Es kam ein früher Winter; da blieb der Acker unbesäet, oder wurde doch nur eilig und schlecht bestellt. Als nun das Frühjahr eintrat, da fielen die Pferde alle nach einander um. Und wollte der Bauer vier andre haben; so mußte er zu den mit den Lohnfuhren verdienten hundert Thalern noch wol funfzig aus seinem Vermögen zulegen, und litt doch noch an der künftigen Aernte großen Schaden. Durch Schaden klug gemacht, schafte er den untreuen Knecht ab, und keiner in der Nachbarschaft wollte ihn wieder annehmen. Denn er hatte sich bey den Lohnfuhren das Saufen angewöhnt. Sir. 33, 26.

61. Der durch Unordnung verarmte Bauer.

Ein gewisser Bauer war verarmt, und keiner wußte, wie das zuging Da war ein verständiger Mann im Dorfe, der sagte: „Kinder! das will ich euch wol „sagen. Den Mann hat der Lohn an die Handwerker „zu Grunde gerichtet. Er mußte Geschirrholz kaufen, „das war theuer. Und doch ließ er alles hölzerne „Ackergeräth in Schnee und Regen auf der Erde „stehn und liegen; das war denn allezeit verstockt und „schadhaft. Lederzeug und Leinen lagen auf dem Fuß„boten im Stall; das fraßen die Ratten. Die Joche „und Stränge ließ er im Felde an den Pflügen; die ver„faulten in weniger Zeit. Alles sein eisern Geräth hat„te der Rost gefressen, denn er sah nicht mehr darnach, „wenn er es aus der Hand legte — Dann mußte er „neues schaffen. Und so ist er verarmt.“ Die Leute gaben dem Manne Recht, und nahmen das Ihrige besser in Acht. Spr. 10, 4.

62. Wodurch du sündigst, dadurch wirst du oft gestraft.

Ein Ackermann war der Unterthan eines Herrn, der im Kriege diente, und in vielen Jahren nicht zu Hause kam. Die alte Mutter des Herrn wirthschaftete indeß, und hatte einen Meyer, der war des Ackermanns Bruder. Diese beyden wurden eins, die Herrschaft zu betrügen. Der Ackermann pflügte alle Jahr, wo er am herrschaftlichen Acker grenzte, etwas Land ab, und den Grenzpfahl von ihren Wiesen, die an seine Wiesen stiessen, schlug er alle Jahre einen Schritt weiter. Als er aber einst an seinen Wiesen Weiden köpfte, fiel er mit der Leiter um, und fiel auf den Grenzpfahl, den

er vorhin verrückt hatte. Die Rippen waren entzwey, und er litt grosse Schmerzen. Da ließ er den Prediger kommen, und bekannte ihm die Sache, daß er just auf den verrückten Grenzpfahl hätte fallen müssen, der sonst nicht da gestanden, wenn er ihn nicht so weit verrückt gehabt hätte. Er starb, und der Meyer ward hart gestraft. Weish. 11, 17.

63. Fleiß bleibt selten unbelohnt.

Ein Bauer hatte einst vielen Schaden gelitten an seinem Vieh, und brauchte dreyßig Thaler, um sich wieder Vieh anzuschaffen. In seinem Garten standen zwey grosse Aepfelbäume von der Art, die man Borsdorfer nennt, die hatte noch sein Vater gepflanzt. Seit einigen Jahren hatte der Bauer viel Fleiß an die Bäume gewendet, weil einmal der Prediger von dem Nutzen der Obstbäume mit ihm geredet hatte. Er hatte das schlechte Holz ausgehauen, die Raupennester vertilgt, und die Bäume gedünget. In dem Jahre da es dem Baner so schlecht ging, fingen die Bäume wieder an zu tragen, und brachten über zehn Scheffel grosse schöne Aepfel. Sie waren nicht überall gerathen und deswegen so theuer, daß der Bauer jeden Scheffel um zwey Reichsthaler und sechszehn Groschen verkaufen konnte.

Seht, so halfen ihm ein paar gut gewartete Bäume, durch Gottes Segen, aus der Noth. Sir. 11, 23.

64. Der Seidenbau.

Ein Gespräch.

Kunz. Wie kömmt es, daß unsre Obrigkeit so sehr darauf hält, daß Maulbeerbäume gesezt werden?

Wilhelm. Weil sie uns den Vortheil gönnen will, den Seidenbau zu treiben.

Kunz. Ist denn da Vortheil bey, Gevatter!

Wilhem. Freylich; denn es dauert ja nur sechs oder sieben Wochen im Jahr; und dann kann man für Seide wohl funfzig Thaler einnehmen. Die Arbeit aber können alte, zur Feldarbeit unvermögende Leute und Kinder verrichten. Und jeder Bauer hat Platz dazu, weil er einen Boden hat.

Kunz. Ich möchte wissen, wie man das macht?

Wilhelm. Unser Schulmeister weiß es, und weiset es einem jeden Kinde in der Schule. Die Hauptsache ist, daß man den Würmern keine nasse und faule Maulbeerblätter giebt, vor der Mitte des Mays sie nicht auskriechen läßt, sie vor Blitz und Mäusen verwahrt, und wenn kalte Tage kommen, wenn sie noch klein sind, sie mäßig warm erhält.

Kunz. Aber wo bleibt man mit der Seide? Wer kauft unser einem das ab?

Wilhelm. Auch dafür hat unsre Obrigkeit gesorgt. Es sind in allen Städten Leute, welche die in den Backöfen gedörrte Seidencocons (denn so heißt ein Gespinnste des Seidenwurms) pfundweise kaufen.

Kunz. Nun so will ich doch unsre alte Mutter bereden, daß sie es mit den Seidenwürmern versucht. Sie spricht ohnedem oft: „Wenn ich doch solche Arbeit „wüßte, die ich bey meiner Schwachheit thun könnte! „die Zeit wird mir so lang!" —

Wilhelm. Pflanzt nur auch viel Maulbeerbäume, damit es inskünftige nicht an Blättern fehle. Ich will an alle ledige Stellen welche setzen, oder einen guten Obstbaum; denn ein guter Wirth muß alles nutzen.

Kunz

Kunz. Ihr habt Recht, Gevatter! das will ich auch thun.

Frage verständige Leute um das, was du nicht weißt, und schäme dich selbst im Alter nicht, etwas Gutes zu lernen und zu thun.

65. Das Korn ist wohlfeil.

Wilhelm hatte die gute Gewonheit, von einem Jahre zum andern, sein Brodt- und Futterkorn vorräthig zu haben. Und wegen des Uebrigen nahm er alle Getreidepreise mit. Wenn er dann nach sechs Jahren zusammen rechnete; so hatte er doch im Durchschnitt mehr eingenommen, als andre, die oft auf Theurung warteten, und die gute Gelegenheit zum Verkauf versäumten.

Er pflegte zu sagen: „Wer Korn zu verkaufen hat, „wünscht Theurung: und wer es kaufen will, wünscht, „daß es wohlfeil sey. Warum soll des ersten Wunsch „allein erhöret werden? Gott der alle Geschöpfe nährt, „giebt das Korn auch für die, die kein Korn säen, noch „ärnten!"

Wer Korn inhält (das ist, dadurch Theurung verursacht) dem fluchen die Leute. Spr. 11, 26.

66. Von den Eigenschaften eines guten Hirten.

Es gehört mehr zu einem guten Hirten, als man denkt. Wer das Vieh von einem Ort zum andern treiben, und mit seinem Hunde hetzen kann, ist darum noch kein guter Hirt.

Ein guter Hirt, er sey bey großem oder kleinem Vieh, muß die Art und Natur des Viehes, welches er hütet, und welche Weide sich zu den verschiednen Jahres- und Tageszeiten dafür schickt, wohl kennen; bey

schäd-

schädlichen Witterungen und Nebeln es nicht zu früh anstreiben und die Eigenthümer in Zeiten warnen, es nicht ganz nüchtern auf die Weide zu lassen; bey plötzlichen Zufällen des Viehes, welche meist aus Ueberfluß oder Stockung des Bluts entstehen, eine Ader geschickt zu öffnen wissen, und die Mühe, das Vieh bey grosser Hitze oft an frisches Wasser zu bringen, nicht scheuen. Kurz: er muß, als Hirt, das Wohl seiner Heerde, und dadurch den Nutzen der Eigenthümer derselben, auf alle mögliche und erlaubte Art, nicht allein zu befördern verstehen, sondern auch befördern wollen.

Wer diese Eigenschaften hat, der ist ein guter Hirt.

67. Die Aufhetzerin.

In einem gewissen Dorfe war eine Frauensperson, die ging aus einem Hause ins andre, und sagte den Leuten wieder, was der oder die von ihnen geredet hatten. Ehe man sichs versah, verzürnten sich dann die besten Freunde. Verwandte, Schwiegerältern, Brüder und Schwestern geriethen in die bitterste Feindschaft.

Zankten sich nun erst ein paar Familien; so war sie ihres Gewerbes und Verdienstes gewiß. Denn da wußte sie, durch listige Reden, die Neugier so rege zu machen, daß ihr die einfältigen Leute gaben, was sie foderte, nur um zu erfahren, was ihr Feind von ihnen gesprochen hätte.

Die Bosheit dieser Person blieb lange verschwiegen; denn sie verbot jedwedem, es ja nicht zu sagen, von wem er seine Nachrichten hätte. Endlich kam ein verständiger Prediger in dieses Dorf, der die Art solcher Leute kannte. Er predigte daher oft über diese Sache.

Und

Und weil er alles so genau beschrieb, wie es solche Leute machten, die beym Aufhetzen und Plaudern ihren Vortheil suchten; so ward aus der Gemeine jemand überzeugt, ging hin zum Prediger, und offenbarte ihm alles. Als dieser es der Obrigkeit meldete, da ward die Aufhetzerin gefangen gesetzt, und mußte drey Tage lang, an jeder Thür, wo sie Feindschaft angerichtet hatte, schimpfliche Strafe leiden.

Wie die Arbeit, so der Lohn.
Hütet euch vor Ohrenbläsern und Verläumdern.
Glaubt dem nicht, der das Licht scheuet. Ps. 15, 3.
Sir. 5, 16. 17. Cap. 28. 16.

68. Die Kommunicanten.

Ein paar Eheleute wollten zum Tisch des Herrn gehen, oder das Abendmahl empfangen. Da sagte die Frau zu ihrem Manne: „Ach, lieber Mann, ich bitte „dich, vergieb mir alles, womit ich dich etwa beleidigt „habe!" Er antwortete: „Vergieb auch mir!" denn ich vergebe dir von Herzen, und bitte dich, mich zu erinnern, wer sonst noch etwa über uns unzufrieden seyn möchte, daß wir hingehen, und uns versöhnen. Denn Gott vergiebt nur denen die Sünde, die ein liebevolles und versöhnliches Herz gegen ihren Nächsten haben.

Und vergieb uns unsre Schuld, wie wir denen vergeben, die uns beleidigt haben! Matth. 5, 23. 24.

69. Die großmüthigen Soldaten.

Wilhelm und Fritz nahmen einst im Kriege einen feindlichen Officier gefangen, der schwer verwundet war, und sie bat, ihm das Leben zu schenken. „Ihr „Leben ist bey uns sicher," antwortete sie, „denn wir „tödten keinen Gefangenen" Drauf bot er ihnen sein

Geld, Uhr, Ring, und was er nur Gutes hatte, wenn sie ihn in Sicherheit brächten, und einen Feldscheer verschaften, der ihn verbände. Nachdem sie nun alles von ihm genommen, was er nur geben konnte, ohne von Geld oder Kleidung ganz entblößt zu seyn; so zeichneten sie seinen Namen und seine Würde sich auf; trugen ihn in Sicherheit; und schaften einen Wundarzt, der ihn verband. Als man die Verwundeten wegschafte, da erkundigten sie sich nach dem Ort, wo dieses Officiers Aufenthhalt, bis zu seiner Heilung, seyn würde. Kaum hatten sie erfahren, daß er nun vor aller Beraubung sicher, und glücklich angekommen sey; so meldeten sie bey ihrem Obristen, daß sie von einem verwundeten feindlichen Officier so viel an Geld und Kostbarkeiten in **Verwahrung genommen**, welches sie hiermit ablieferten, mit der Bitte, es diesem Officier wieder zuzustellen. Der Brief ging ab; und als er ankam, erstaunte der feindliche Officier über die edle uneigennützige Gesinnung dieser gemeinen Soldaten. Mit den größten Lobeserhebungen macht' er ihre That bekannt, und schickte ihnen ein ansehnliches Geschenk, welches sie, weil es freywillig war, annahmen. Bald meldeten alle Zeitungen diese Geschichte. Und das Volk, wozu diese Soldaten gehörten, ward durch diese That nicht minder, als durch die gewonnene Schlacht, berühmt und geehrt. Luc. 3, 14.

70. Der Freund in der Noth.

Karl und Fritz mußten beyde Soldaten werden. Wie sie nun sich von Jugend auf kannten und Freunde waren; so setzten sie auch ihre Freundschaft im Soldatenstande fort, und Fritz ward, weil er sich wohl hielt und fertig schreiben und rechnen konnte, bald Unterofficier.

In einem Feldzuge, den sie beyde mit einander thaten, ward Karl auf dem Marsch in den Fuß verwundet. Nun hätte er unverbunden auf dem Platze liegen bleiben müssen, wäre vermuthlich in die Hände des Feindes gekommen, und hätte sein Leben, seine Gesundheit, oder doch gewiß seine Freyheit verlohren, wenn Fritz nicht gewesen wäre. Aber so bald als Fritz sah, was Karln begegnet war, rief er einen Feldscheer, um den Verwundeten zu verbinden; indeß suchte Fritz einen starken Stock, auf welchen Karl sich stützen, und zu einem Wagen kommen konnte, der die Verwundeten aufnahm. So ward durch Fritzens freundschaftliche Sorgfalt Karl gerettet.

Ein wahrer Freund wird erkannt in der Noth.

Ein Dienst, den kluge Freundschaft leistet, ist mit allem, was man geben kann, in manchen Fällen, nicht zu vergelten. Sir. 6, 14. 15. 16.

71. Vom Unterschied zwischen Muth und Frechheit.

Als einsmals im Kriege ein gewisser General bekannt machen ließ: „Wer zu einem nöthigen aber etwas „gefährlichen Angriff auf den Feind sich **freywillig** ange„ben würde, der sollte dafür doppelte Löhnung erhalten"; da antworteten die Soldaten: „Wir sind alle Frey„willige; wir bitten nur, daß man uns, **wie uns die „Reihe trifft**, zum Angriff beordre, ohne daß wir be„sondern Lohn dafür begehren."

Es geschah. Sie thaten ihre Schuldigkeit, und Gott gab ihnen Sieg.

Kräfte, gesunde Glieder, ja das Leben selbst, in unserm Beruf fürs Vaterland dahin geben, ist Pflicht, und

bringt Ruhm und Ehre. Wer aber aus Leichtsinn oder Frechheit ohne Noth sich in Gefahren begiebt, womit soll der sich trösten, wenns ihm übel geht? Sir. 34, 16. Sir. 3, 27. 28.

73. Mäßigkeit. Ein Gespräch.

Lehrer. Sage mir den kleinen Vers her, den du gestern gelernt hast.

Karl. Wie thöricht ists, sich vieles nöthig machen,
Das theuer ist, und deß ich nicht bedarf.

Lehrer. Genung. Glaubst du auch, Karl, daß es thöricht ist, sich das Unnöthige nöthig machen?

Karl. O ja, das glaube ich wol. Wenn ich z. E. statt Brodt, lauter Semmel essen wollte.

Lehrer. Wodurch wird das Unnöthige nöthig?

Karl. Wenn man sich **verwöhnt.**

Lehrer. Recht. Denn um bey deinem gegebenen Beyspiel zu bleiben. Wer lange nur Semmel ißt, dessen Magen wird zu schwach; um gröberes Brodt zu verdauen. Weißt du nicht mehr Beyspiele?

Karl. Wer das Wasser für kein gut Getränk hält, und wenn er trinken will, glaubt, daß es Bier seyn müsse.

Lehrer. Und denn wol gar stark Bier — Oder wer meint: Auf eine jede Mahlzeit gehöre ein Schluck Branntwein; sonst werde sie nicht verdaut &c. Aber ich weiß noch ein Beyspiel, wo diese Verwöhnung dem ganzen Nahrungsstande recht schädlich wird. Dieses ist, bey dem gemeinen Mann, die einreissende Gewohnheit, des Morgens und Nachmittags Thee und Kaffee zu trinken.

Karl. Wie sollte das so schädlich seyn? lieber Lehrer.

Lehrer. Was gehört zum Kaffee?

Karl. Heiß Wasser, Zucker und Kaffee.

Lehrer. Wenn z. E. des Nachmittags Wasser heiß werden soll? Was gehört dazu?

Karl. Dazu gehört Feuer.

Lehrer. Also Holz. Wächst die Kaffeebohne hier zu Lande, und das, woraus der Zucker gemacht wird?

Karl. Nein, sondern in fremden Ländern.

Lehrer. Also es muß gekauft werden; und das Geld dafür kömmt nicht wieder ins Land, und das Land, welches kaufen muß, wird ärmer an Gelde. Aber es ist noch ein Schade dabey; der Mensch, der sich erst an diese warmen Getränke gewöhnt hat, wird dadurch, daß er sie endlich übermäßig genießen lernt, weil sie wohl schmecken, davon weichlich und schwach; wenn er nun die mit einer übeln Verdauung verbundnen Plagen fühlt; so sucht er sich vielleicht durch Branntwein zu helfen. Diesen lernt er endlich eben so im Uebermaaß trinken, und wird dadurch denn vollends dumm, und zu allen Geschäften unbrauchbar. Was gehört nicht auch für Zeit, und theures Geschirr, zum Kaffeemachen und trinken!

Karl. Und mein Vater spricht, wir Landleute könnten unsere Gerste nicht mehr so gut loß werden, als sonst, weil die Braunahrung in den Städten ganz aufhörte.

Lehrer. Deine Bemerkung ist richtig, Karl. Was ist also wahrer, als der kleine Vers, den du zu Anfang sagtest? Was willst aber denn du daraus lernen?

Karl. Daß ich mich an nichts gewöhne, was nicht mit meinem Stande, mit meiner Gesundheit und mit dem Wohlseyn meines Vaterlandes bestehen kann.

Lehrer. Und woran willst du dich denn gewöhnen?

Karl. Ich will mich zur Mäßigkeit gewöhnen.

Lehrer. Was verstehest du unter dem Worte Mässigkeit?

Karl. Die Enthaltung von allem Unnöthigen und Ueberflüßigen.

Lehrer. Dann mußt du aber Zeitlebens immer trocken Brodt essen, und Wasser trinken.

Karl. Ich glaube nicht, wenn ich etwas angenehmers habe. Nur muß ich mein Herz nicht so daran hängen, daß ich durch dessen Ermanglung gleich unglücklich werde.

Lehrer. Wo schickt sich nun der Begriff von Mäßigkeit am besten hin, bey Brodt und Wasser; oder bey Vorrath von reizenden Speisen und Getränken?

Karl. Ohnstreitig bey letztern. Denn bey dem, was nicht zur Unmäßigkeit reizt, ist man von selbst geneigt, mäßig zu seyn.

Lehrer. Also Mäßigkeit besitzt derjenige, der nicht allein Enthaltsamkeit des Unnöthigen, sondern auch, wenn er Gelegenheit dazu hat, des Ueberflüßigen, zu üben sich gewöhnt, und den also seine Sinnlichkeit in keinem Stücke beherrscht.

Karl. Dann ist ja wol auch Mäßigkeit und Selbstverleugnung einerley?

Lehrer. Ja; insoweit als der Unmäßige sich nie selbst verleugnen, oder seinen Sinnen etwas abschlagen gelernt hat.

Halt Maaß in allen Dingen! Denn auch das Erlaubte wird schädlich durch Uebermaaß.

73. Der

73. Der gewissenlosse Wittwer.

Ein Wittwer hatte zwey Kinder, und wollte wieder heirathen, aber keine andre, als eine reiche Braut. Endlich fand er eine, die ihn mit der Bedingung nehmen wollte, wenn er hundert Thaler baar Geld hätte. Er für sich hatte nun nicht so viel; sondern, um so viel zu erlangen, beschloß er, seine Kinder um einen Theil ihres Mutterguts zu betrügen. Das that er, und vergrub mit Hülfe seiner Braut, des Abends vorher, als er bey den Gerichten Richtigkeit mit seinen Kindern machen, und den Nachlaß seiner verstorbnen Frau beschwören sollte, hinter dem Dorfe einen Beutel mit hundert Thalern. Denn er glaubte thörichter Weise: Nun könnte er sicher schwören, daß er nichts mehr hätte, als was er angäbe, weil er doch nichts mehr im Hause hätte. Aber als er geschworen hatte, und nun sein Geld wiederholen und Verlöbniß halten wollte, da war das Geld fort; denn ein im Backofen liegender Bettler hatte durch die Thür zugesehen, und war des Nachts mit dem Gelde davon gegangen. Er lief eiligst zu seiner Braut, und glaubte, sie hätte es im Scherz weggenommen; als sie es aber leugnete, ward er unwillig, und sie geriethen in den heftigsten Streit, der sich mit grosser Verbitterung endigte. Sie wollte ihn nun nicht heirathen, sondern verklagte ihn, weil er sie eine Diebin gescholten, und gar geschlagen hatte. Und er ward, als die That bekannt wurde, wie ein meineidiger Betrüger, sie aber, als eine Theilnehmerin an dem Betruge, gestraft.

Geiz führt zu Lastern.

Unrecht Gut gedeiet nicht.

Wer Unrecht säet, wird Mühe und Verdruß ärnten. Sir. 19, 19. Cap. 21, 2. 3. Cap. 20, 25.

74. Die Stiefmutter.

Louise heyrathete einen Wittwer mit drey kleinen Kindern. An ihrem Hochzeittage betete sie zu Gott und sprach: „Ach Herr, mein Gott! das Schicksal aller „Menschen kömmt auf deinen Willen an. Ich soll die „Gehülfin dieses Mannes werden; indem ich an die „Stelle der verstorbenen Frau trete, auch ihre Pflichten „übernehmen, und Mutter dieser armen verlassenen „Kinder werden. Es mag dieses aber wol eine schwere „Sache seyn — Doch ich gelobe und verspreche es dir, „du allwissender Gott, weil ich heute den aufrichtigen „Vorsatz dazu habe! Alle Tage meines Lebens will ich „mich an diesen Vorsatz erinnern, hilf mir, o Gott! daß „ich ihn vollbringe."

Als sie aufstand, nahm sie ein rothes Band, und knüpfte es an ihr Bette, und sagte zu sich selbst: „So „oft ich dieses Band sehen werde, will ich mich meines „guten Vorsatzes erinnern."

Sie lebte zu ihres Mannes Freude, und brachte Glück und Segen über ihr Haus.

Was dir zu behalten wichtig ist, daran erinnere dich durch Denkzeichen.

Eine gute Stiefmutter, sonderlich wenn sie selbst Kinder hat, ist doppelter Ehren werth, weil es ihr viel Mühe kostet, zwischen ihren eignen und ihres Mannes Kindern die nöthige Unpartheylichkeit zu behaupten, und gerecht zu handeln.

75. Die schlimme Frau.

Lucie war so abgünstig, daß sie sich selbst nicht satt aß, und auch nicht leiden mochte, daß jemand in ihrem Hause satt wurde. Sie backte solch Brodt, daß es keiner

ner essen oder verdauen konnte, damit es desto länger vorhalten möchte. Das Zeug wurde nicht oft gewaschen, weil sie fürchtete, es möchte dünne gerieben werden. Ihre Kinder sollten, um das Schulgeld zu sparen, nicht in die Schule gehen. Ihrem etwas schwächlichen Manne begegnete sie hart, und kränkte ihn mit beständigem Schelten und Lermen, wenn er etwa den Schimmel vom Brodt schabte, bevor er es aufschnitt; oder eines Dienstboden sich annahm, dem offenbar Unrecht geschah. Wenn sie Korn maaß zur Saat, so strich sie es immer wieder halb aus dem Scheffel, und betrog damit ihren eignen Acker. Kurz, es war eine recht schlimme Frau.

Einstmals kam ein Aschenhändler zu ihr, und sie verhandelte ihm alle ihre Asche. Damit aber der Mann doch diejenige nicht bekäme, welche eben auf dem Heerde lag; so rafte sie dieselbe eiligst zusammen, und schüttete sie in eine Bodenkammer. In der Asche war eine Kohle, die faßte Glut, und in wenig Stunden brennte ihr Haus lichterlohe. Eine Magd hatte sie sehen die Asche verstecken; diese gab es bey den Gerichten an. Und Lucie ward auf einige Jahre zu schwerer Strafe gezogen.

Es müsse böser Geiz stets ferne von uns seyn!
Ich will von meinem Glück auch andre gern erfreun!
Und wenn ich mehr als sie von Gott empfangen habe;
So stärke dies mein Herz zu jeder milden Gabe.
Jac. 5, 4. Ebr. 13, 5. 1 Tim. 2, 12. Sir. 14, 5. 6.

76. Die Lerche. Eine Fabel.

Als einmals das Korn reifte, und seine vollen Aehren sich zu neigen anfingen, da sprach eine Feldlerche zu ihren noch unbefiederten Jungen:

„Bald wird man ärnten, und wir müssen uns um
„bessere Sicherheit bekümmern — Darum gebt wol
„acht, was gesprochen wird, wenn der Herr die
„Aernte besieht, und sagt mirs, wenn ich vom Bache
„zurück komme."

Die alte Lerche flog fort. Indeß kam der Herr mit seinem Sohne, das Korn zu besehen. „Sieh, mein „Sohn," sprach er, „das Korn ist ja schon reif — „Was verschieben wir länger die Aernte? — Geh du „eilend hin zu unsern Freunden, und bitte sie, daß „sie morgen früh kommen, und uns ärnten helfen."

Als die alte Lerche zurück kam, da schlugen die Kleinen ihre Flügelgen zusammen, und meldeten mit Zittern die bevorstehende Gefahr.

„Seyd ruhig, Kinder" antwortete die Alte. „Die
„Freunde drängen sich eben nicht nach Arbeit und
„Mühe. Genug morgen wird nicht geärntet. Gebt
„nur ferner acht, was gesprochen wird."

Am andern Tage flog sie wieder, wie gewöhnlich, zum Wasser. Die Sonne schien schon heiß, und der Herr, der lange vergebens auf die Freunde gewartet hatte, rief endlich seinen Sohn und sprach: „Das sind schlimme Zau„derer, unsere Freunde! oder sie kommen wohl gar nicht „— Lauf du lieber hin, und sag es deinen Schwägern „und Vettern, daß sie morgen früh herkommen, und „uns helfen."

Als die alte Lerche wieder kam, da war neue und grössere Furcht bey den Jungen. „Nun hat der Herr," riefen sie, „zu den Schwägern und Vettern geschickt — „Ach Mutter, eilet, bringt uns fort, sonst ärnten sie, „und greifen uns."

„Die Vettern und Schwäger," antwortete die alte Lerche, die vertreiben uns auch noch nicht! Noch hats keine Noth" —

Und in der That, als der dritte Morgen erschien, da kam weder Vetter noch Schwager.

Nun ward der Herr des Korns ungeduldig, rief „seinen Sohn und sprach: „Nein! das ist zu toll, ver„lasse sich ja keiner auf andre. Geh hin, mein Sohn, „und hole dir eine Sichel, und mir eine. Wir wollen „selbst dran gehen, sonst fällt das Korn noch gar „aus, wenn es länger steht."

Als die alte Lerche dieses hörte, sprach sie:

„Nun Kinder ist nicht länger zu warten — Jetzt „wird es Ernst"!

Und darauf eilte sie mit ihren Jungen in die nächste Gerste, die noch grün war.

In solche Fabeln kleideten die Weisen vor Alters manche gute Lehren ein, um sie angenehmer und dem Gedächtnisse behaltbarer zu machen. Eine solche Fabel ist unter andern in der Bibel, die vom Dornstrauch, im Buch der Richter 9, 8. rc. Das gewöhnlichste Kennzeichen dieser Erzählungen, die man Fabeln nennt, ist, daß darin solche Dinge, die weder menschliche Begriffe, noch menschliche Sprachfähigkeit haben, doch als redend eingeführt werden.

77. Glückseligkeit.

Michel war stets seufzend, unzufrieden und mürrisch; obgleich ausser ihm kein Mensch finden konnte, daß er es eben zu seyn Ursach hätte. Das kam aber daher: er sah immer auf das, was ihm fehlte, niemals aber auf das, was er hatte, und zerarbeitete sich beständ-

ständig, um Mittel zur Glückseligkeit anzuschaffen, ohne jemals den Zweck selbst, nemlich Glückseligkeit zu genießen. Als er nur auch einst gegen Wilhelm klagte; da brachte dieser ihn darüber zur bessern Erkenntniß durch folgendes Gleichniß: „Lieber Nachbar," sprach Wilhelm, „wir wollen einmal die Glückseligkeit, oder das „Glücklichseyn, uns als ein Haus, das einer bauen „wollte, vorstellen. Wie nun der, der da stets Kalch, „Sand, Holz und Steine zusammen fährt, **aber nicht „wirklich bauet**, dadurch noch kein Haus erhält; „so wird auch der nicht glücklich, der bloß Mittel „zur Glückseligkeit anschafft, das ist, viel Gutes lieset „und lernt, viel Güter erwirbt, und hat; aber sich selbst „nicht glücklich dadurch macht."

Michel verstand Wilhelmen noch nicht recht. Er fragte also, „was denn Glückseligkeit eigentlich wäre? „Glückseligkeit oder Glücklichseyn," sagte Wilhelm, „ist mehrentheils der Wiederschein von der Freude, die „man andern gemacht hat, oder machen wollte. Thue „Gutes, weil du Gott und deine Mitmenschen liebst; „hilf, wo du kannst mit Rath und That; mache, daß „von deinetwegen des Guten mehr, und des Bösen we„niger in der Welt werde; so wirst du glücklich seyn „können. Und dann

Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre froh, was du nicht hast.
Wie jeder Stand hat seinen Frieden;
So hat auch jeder seine Last.
Durch Murren wächst nur unser Leiden;
Fürwahr es mindert keine Noth! —
Sey froh, und danke Gott mit Freuden
Für Wasser und für Salz und Brod!

68. Der

78. Der zufriedne Hausvater.

Als in den ersten mühsamen Jahren seiner Wirthschaft, Wilhelm mit seiner Frau und Kinder sich sehr genau behelfen mußte; da pflegte Wilhelm durch seine Fröhlichkeit und Vertrauen auf Gott sein ganzes Haus zu erbauen. Wenn er vor dem Tisch als Hausvater betete, wählte er immer solche Sprüche der Bibel, die ermuntern und trösten konnten. Eins von seinen Gebeten war folgendes: „Herr Gott! der du mit wenigem oft viele satt machtest, und wo zwey oder drey „von deinen Kindern versammelt sind, mitten unter ihnen „bist; erhöre mein Gebet! Segne uns die Speise, diese „Gottes Gabe — daß sie uns gedeye zum frommen „und arbeitsamen Leben!" Als einmahl theure Zeit war, da hatte Wilhelm nicht viel, aber andre hatten doch noch weniger; dann sorgte er, daß auch die Armen Theil nähmen an seiner Mahlzeit. „Sollten wir nicht leben können," sprach er zuweilen zu seiner Frau und Kinder, „wenn „wir auch einmal nicht ganz satt würden? Wir wollens „lieber denen gönnen, die noch gar nicht gegessen „haben." Dann trugen die Kinder mit Freuden die Speise den Armen hin. — Aber Segen und Gedeyen war in Wilhelms Hause. Luc. 12, 33. 34. 1 Tim. 6, 6-8.

79. Die Insel Terra.

Auf der Insel Terra waren viel Einwohner; aber sie waren sehr unwissend, und entweder mit dem gröbsten Aberglauben, oder mit einer Gemüthsart behaftet, die, weil sie an allen zweifelten, sich nie recht beruhigen konnte.

Mit diesen Einwohnern hatte es diese besondre Bewandniß, daß sie nicht beständig auf dieser Insel bleiben

ben konnten, sondern daß nach einiger Zeit, der eine früh, der andre spät, nach dem Willen des Königs, in andre Provinzen desselben versetzt wurde. Und bey dieser Versetzung kam ihr Glück darauf an, wie sie sich auf der Insel Terra betragen, und wozu sie sich zu der Zeit ihrer Versetzung tüchtig und brauchbar befanden. Es mußte also diesen Leuten sehr viel daran gelegen seyn, zu wissen, was ihr König von ihnen forderte. Und daher war es denn auch kein kleines Unglück für sie, daß keiner eigentlich wußte, wie er es seinem Könige recht machen sollte; weil dessen böse Stadthalter bald dieses, bald jenes, und oft ganz widersprechende Dinge, von ihm, seinen Gesinnungen, und seinem Willen, bekannt machten. Wenn sie denn das Volk mit der Nachricht von der Ungnade des Königs erst geschreckt hatten; so erfanden sie allerley kostbare Versöhnungsmittel, womit sie ihren Eigennutz und Stolz, nicht aber den König befriedigten. Als nun die Noth groß wurde, und einige im Volke, der vielen Widersprüche wegen, schon zu zweifeln anfingen: ob sie auch überall wirklich einen König hätten? (der doch guter Ursachen wegen dem Volke sich nicht selbst zeigen konnte;) da begab sich aus Mitleiden der Sohn des Königs selbst nach dieser Insel, und belehrte, von ihnen völlig unerkannt, die Einwohner, was eigentlich seines Vaters Wille sey, und wie sie handeln müßten, um seiner beständigen Gnade, und der gewissen Verbeßrung ihres Zustandes, bey ihrer Versetzung, versichert zu bleiben.

Anfänglich wollte diesem Königssohne nicht sogleich jemand glauben. Aber da ihm sein Vater die Erlaubniß gegeben, über alle seine Schätze zu gebieten, und sich derselben in jedem nöthigen Falle frey zu bedienen; so

so verschaffte seine ungewöhnliche Wohlthätigkeit gegen die Nothleidenden ihm bald eine grosse Liebe bey dem gemeinen Volk, davon einige beständig ihn begleiteten. Nur die Reichen, die an der Regierung Theil nahmen, und das Volk zu lehren bestellet waren, (einige wenige Verständige darunter ausgenommen) verachteten ihn, und spotteten der geringen Gestalt, worunter er seine Hoheit versteckte. Doch als sie sahen, daß ein grosses Aufsehen seinetwegen entstand, und das Volk in seinen Lehren und Vorschriften mehr Nützliches und Vernunftmäßiges fand, als in den ihrigen; fingen sie an, diesen gutthätigen und menschenfreundlichen Königssohn für eine gefährliche, und durchaus nicht zu duldende Person auszugeben. Sonderlich aber haßten sie ihn deswegen, weil das durch ihn belehrte Volk ihren einträglichen Betrügereyen, über die Gesinnungen des Königs gegen sie, künftig nicht mehr, wie sonst, glauben würde —

Sie legten also dem Königssohne verfängliche Fragen vor, ob er sich etwa versprechen möchte, damit sie, mit einigem Schein, ihn gefangen setzen könnten,

Aber er blieb wohlthätig und weise. Und sie — ob sie gleich am Ende von ihm selbst seine Würde vernahmen (welche sie ohnehin aus dem, was er that, hätten vermuthen können) waren so erbittert, und durch Verzweiflung so geblendet, daß sie ihm nicht glauben wollten, und nicht eher ruhten, als bis sie ihn auf eine schmerzliche Art hatten hinrichten lassen.

Das übrige dieser Geschichte will ich ein andermal erzählen.

Man nennt eine solche Erzählung einer wichtigen Sache mit andern Worten, um sie durch Vorstellung aus mehreren Gesichtspuncten einleuchtender zu machen, ein Gleichniß.

80. Aberglauben.

Ein Bauer hinterließ ein schönes Ackergut, und nur einen Sohn.

Als der Vater noch lebte, vermahnte er den Sohn oft zur Arbeit, und sagte: „Hans, wer fleißig arbei„tet, der hat Brodt; aber der Faule muß darben.“ Doch Hans ging lieber in die Schenke, und hörte gern was Neues. Als der Vater todt war, da that Hans vollends gar keine Ackerarbeit mehr; sondern kam nicht eher aus der Schenke weg, als bis er nach Hause zu Bette ging. Einst kam ein Bergmann in die Schenke, ein listiger Betrüger. Hans sprach und trank mit ihm. Da merkte denn der Bergmann bald, daß Hans dumm und unwissend sey. Er fing also vom Schatzgraben zu reden an, und rühmte, daß er verschiedne Schätze wüßte. Das gefiel Hansen wohl. Er bezahlte einen Krug Bier nach dem andern für den Bergmann, und beym Trunk wurden sie recht vertraut. Da erfuhr Hans vom Bergmann, daß im nächsten Busch ein Schatz stünde. „Bruder,“ sagte der Bauer, „wenn du ihn weißt, warum „hast du ihn denn nicht schon gehoben?“ „Ja,“ sagte der Bergmann, „das geht nicht sogleich — Ich bin „arm — Wenn ich drey und dreyßig Thaler, drey Gro„schen, drey Pfennig, in Gold, Silber und Kupfer„geld hätte, womit ich den Schatz herauflocken könnte; „dann wollte ich ihn gleich haben.“ „Bruder,“ rief Hans voller Freuden, „so viel habe ich eben in der Tasche, und „wohl mehr. Ich habe heut ein Pferd verkauft — „Zwölf Dukaten, drey Silbergroschen, und ein Kup„ferdreyer,“ — „Nicht wahr, das macht drey und „dreyßig Thaler drey Groschen und drey Pfennig, und „ist dreyerley Geld?“ „Gut, sagte der Bergmann, „um zwölf Uhr in der Nacht gehn wir hin, und du sollst

„die

„die Hälfte vom Schatz haben, weil du das Geld her„giebst.“ Sie gingen also hin in den Busch. Der Bergmann nahm die drey und dreyßig Thaler, drey Groschen, drey Pfennige in Empfang; stellte Hansen an einen Eichbaum, und verbot ihm bey Lebensgefahr, zu reden; gebot ihm dagegen, dort drey Stunden still zu stehen. Indeß der Bauer still stand, so ging der Bergmann mit dem Gelde über die Grenze und davon. Am Morgen kam der Bauer, der lange gefroren, und gewartet hatte, zu Hause. Und wem er sein Unglück erzählte, der lachte ihn aus.

Jeder Mensch hat eine Kraft zu glauben. Aber nur das **Glaubwürdige** verdient, daß man es glaube.

81. Ich habe mich in der Ursach geirrt.

„Wenn ich nur einen Lappen von einem Gehenkten hät„te, um meine Pferde damit täglich abzuwischen; „dann sollten sie schon zunehmen und gedeyen“ So sprach Fritz zu einem verständigen Herrn, bey dem er eben als Knecht in Dienste gekommen war. Als ihm nun der Herr dieses widerlegte! so führte Fritz das Beyspiel von einem Knecht in dem Dorfe an, wo er zu Hause gehörte. Dieser Knecht, erzählte Fritz, wäre auch bey ein Gespann magere Pferde gekommen; aber er sey bald des Nachts zu einem Galgen gelaufen, und habe dort dem Gehenkten einen Lappen abgerissen; und als er die Pferde damit täglich gewischt, so wären sie, zur Verwunderung aller Leute, immer kräftiger und fleischiger geworden. Also meynst du, Fritz, sprach der Herr, „daß wirklich bloß der Lappen vom Gehenk„ten die Pferde fett gemacht habe?

Fritz. Ja Herr, was sonst? Vorher waren sie so schlecht, daß sie nicht gehen konnten.

Herr. Wenn du willst, so will ich dir von dieser thörichten Meynung helfen. Antworte mir nur auf meine Fragen. Hatte der Knecht, der den Lappen des Nachts vom Galgen holte, seine Pferde lieb?

Fritz. Ja Herr. Sonst würde er sich die Mühe nicht gegeben haben.

Herr. Wer die Pferde liebt, und wünscht, daß sie zunehmen sollen, läßt der sie etwan auch hungern und dursten? oder überjagt er sie? oder ladet er mehr auf, als sie ziehen können — oder giebt ihnen unreines schlechtes Futter, oder zur Unzeit, wenn es ihnen schadet — oder läßt sie ungeputzt auf unreiner Streu in ihrem Miste verderben?

Fritz. Nein, Herr, das wäre ein schlechter Knecht.

Herr. Da nun der Knecht, von dem du sagtest: Er hätte sich nicht gescheut, aus Liebe zu seinen Pferden, des Nachts vom Gehenkten heimlich einen Lappen zu holen, damit eine so grosse Probe seiner Liebe zu den Pferden gab; meynst du, daß er nicht auch an diese letztern Stücke werde Fleiß gewendet haben? Und wenn das ist, was ist natürlicher, als daß die Pferde, die bey dem vorigen Knecht, der vermuthlich keine Liebe zu seinem Vieh trug, abgenommen hat en; bey diesem Knecht, der sie so gern empor bringen wollte, wieder in Aufnahme gekommen sind? Gewiß Fritz, der Lappen half weiter nichts, als daß er den Vorsatz des Knechts bewies und bestätigte, nemlich seine magern Pferde durch alle nur mögliche Mittel wieder zu Fleisch und Kräften zu bringen.

Fritz. Herr, ihr werdet wohl recht haben. Aber in meinem Dorfe glaubten alle Leute, daß es der Lappen gethan hätte. —

Was der Mensch recht ernstlich will, das richtet er auch aus, wenn er kann. Wenn man nun vielerley Mittel zugleich braucht, und es erfolgt, was man wünscht; so ists ein gewöhnlicher Fehler der meisten Menschen, daß sie dem unwahrscheinlichsten Mittel, wenn es nur etwas besondres an sich hat, diesen Erfolg zuschreiben. Das heißt, sie nehmen etwas für die Ursach einer Wirkung an, die es weder ist, noch seyn kann.

82. Das entdeckte Gespenst.

An einen Kirchhof stieß ein Garten, worin viel Obst war. Böse Buben pflegten des Nachts in diesen Garten zu steigen, und Obst zu stehlen. Damit aber keiner über den Kirchhof gehen, und sie stören möchte; so mußte einer von ihnen ein weisses Hemd anziehen, und auf dem Kirchhofe des Nachts spazieren gehn. Einst sollte ein gewisser Mensch, der den Namen Hans führte, über diesen Kirchhof gehen. Er sah die weisse Gestalt; fürchtete sich, lief davon, und erzählte mit vielen Versicherungen, er habe ein Gespenst gesehen.

Eben dieser Dieb war nun dreist geworden, weil sich Hans vor ihm gefürchtet hatte, und trieb sein Spiel weiter fort. Bald aber hatte seine Betrügerey ein Ende. Denn ein Jäger, der mit der Flinte spät von der Jagd kam, ging über diesen Kirchhof. Die weisse Gestalt zeigte sich, wie gewöhnlich, und ging auf den Jäger zu. Dieser rief und sprach: „Steh!

„und sage, wer du bist; sonst geht es dir übel.“ Da der Betrüger aber nicht antwortete, weil er glaubte, der Jäger würde auch, wie Hans, davon laufen; so schoß der Jäger ihm die Füsse voll kleinen Schroots, so daß er umfiel, und lange daran heilen mußte. Weish. 17, 6.

83. Der Bibelleser.

Wilhelm sprach oft zu seinen Kindern: „Lieben Kinder, wenn ihr rechten Nutzen davon haben „wollt, daß ihr in der Bibel leset; so denkt vorher „daran, ob ihr das, was ihr darin geboten findet, „auch **thun**, und das darin Verbotene auch **lassen** „wollet. In den Sprüchen Salomonis, und dem „Buche, was Sirach geschrieben hat, sind z. E. viel „Regeln zur wahren Weisheit gegeben, die ihr leicht „verstehen könnt; desgleichen in den Psalmen. Und „im neuen Testament, welches euch, als Christen, besonders angeht, seht hauptsächlich auf die Stellen, „wonach ihr euer Leben einrichten müßt, und leset die „Bibel ja nicht zum Zeitvertreibe, sondern immer mit „dem Gedanken: **Was muß ich thun, daß ich „selig, das ist, dauerhafter Glückseligkeit „fähig werde? Was hat Gott durch Christum gethan, daß ich selig werden kann? „Und was für Trost und Beystand verspricht „mir Gott in seinem Worte, wenn ich aufrichtig und redlich, nach dem, was gut ist, „trachte, oder fromm werden will; als wodurch ich allein selig werden kann?** Was ihr „aber von Dingen, die euch angehen, nicht versteht, „darüber fragt euren Lehrer.“

Und

Und Wilhelms Kinder gehorchten ihrem verständigen Vater, und wurden gute nützliche Menschen.

Durch verständiges Lesen und Betrachten der in der Bibel enthaltnen Wahrheiten, soll der Mensch besser, das ist, züchtig, gerecht und gottselig werden lernen, auf daß er zeitlich und ewig glücklich werden könne. Denn der Lasterhafte, oder der das Unrecht liebt, kann nicht glücklich seyn, noch werden, so lange er in demselben Zustande bleibt.

84. Der Zuhörer, wie er seyn soll.

Wenn Wilhelm wußte, daß den Tag geprediget würde; so pflegte er eine halbe Stunde vorher, ehe die Predigt anging, sich von allen Geschäften zu entfernen, etwa die Epistel und das Evangelium durchzulesen, und darüber nachzudenken. Wenn er zur Kirche ging, dann vermied er allerley Geschwätz von Neuigkeiten vor der Kirchthür, und ging deswegen nicht eher, als bis es eben Zeit war. Nun war sein Gemüth vorbereitet, und er war begierig zu wissen, was über die Worte, deren Inhalt, er nach dem Maaß seiner Einsichten, sich schon selbst ausgelegt hatte, der Prediger ihm noch für bessere Erkenntniß schaffen würde? In der Predigt schlief er nicht, oder hatte etwa fremde Gedanken; sondern er war beständig bemüht, mit dem Prediger fort zu denken, und den Gang seiner Rede zu verfolgen. Und daher kam es nun, daß er so viel aus der Predigt behalten, und nachher sie mit seinen Kindern wiederholen konnte. Davon aber hatte nicht allein er selbst, sondern auch sein ganzes Haus wahren Vortheil. Denn seine Kinder vergaßen Gott

und seine Gebote nicht, und sein Gesinde wurde treu und gewissenhaft, Pred. Sal. 4, 17. Jac. 1, 22=25.

85. Anton.

Anton meynte es gut, aber es fehlte ihm an Klugheit. Er sprach oft wider das Böse; meistens aber zur Unzeit, und wenn ihn niemand hören wollte, oder die Leute gar ihn deshalb verhöhnten. Und wenn er dann in Eifer gerieth; dann fehlte er gar sehr in der Wahl der Worte. Also brachten seine sonst gute Lehren wenig Frucht; sondern ihm nur Verdruß. Einst klagte er an Wilhelm, wie es ihm in diesem Stück ginge; und dieser belehrte ihn durch folgendes Gleichniß:

„Lieber Anton! es ist mit guten Lehren, wie mit „guten Saamen. Ein kluger Säemann wirft diesen „nicht bloß nur hin, sondern er bereitet zuvor sein „Land, und giebt acht, ob es auch in dem Stande „sich befinde, mit Vortheil besäet zu werden. Denn „wenn dieses nicht ist; so mag der Saame noch so „köstlich seyn, er wird wenig Frucht bringen. Und „deswegen schickt sich zum Säemann nicht ein jeder „im Dorfe. So auch, wenn man andre belehren „oder bessern will — Es gehört viel Klugheit dazu, „die Gelegenheiten und Umstände wohl zu prüfen und „zu nutzen. Wer dazu keine Gaben hat, der bessre „lieber bloß sich selbst." Spr. 23, 9. Jac. 3, 1.

86. Die Wiedererstattung.

Ein Mensch, der durch falsche Rechnungen seinen Herrn um viel Geld betrogen hatte, verfiel in eine

eine schmerzliche und gefährliche Krankheit. Da wachte sein Gewissen in den langen schlaflosen Nächten auf. Er wußte vor Angst nicht zu bleiben. Endlich ließ er den Prediger rufen, und bekannte ihm, was er gethan hatte. Der Prediger, ein verständiger Mann, sagte ihm, daß er nicht eher Trost erlangen könnte, bis er sein gethanes Unrecht, so viel an ihm wäre, wieder gut gemacht, und das gestohlne Gut seinem Herrn wieder gegeben hätte. „Wenn ich das thue," sagte der Kranke, „so werd ich zu schanden vor aller Welt, „und meine unschuldige Frau und Kinder müssen betteln." „Wer Unrecht thut, dem gebührt Schande," antwortete der Prediger, „und wenn eins seyn muß, „so ists besser, hier zu schanden werden, als dort. „Thut ihr wenigstens von nun an eure Pflicht, da ihr „sie nicht eher thatet, gebt ein gut Exempel, und überlaßt es dann Gott, die Eurigen zu versorgen." Der Kranke war dieser Ermahnung gehorsam, und der Prediger empfing von ihm das Geld, um es dem Herrn mit der demüthigen Bitte zuzustellen, ihm seine schlechte Handlung um Gottes willen zu vergeben. Der Herr nahm das Geld, und ließ den Kranken seine herzliche Verzeihung versichern, der nun getröstet und ruhig starb. Nach seinem Tode schenkte der rechtschaffene Herr dieses Geld den Hinterbliebenen; und nun hatte Gott für das Glück vieler Personen gesorgt. Ein Sünder hatte einen starken Beweis seiner aufrichtigen Beßrung, und ein sehr gutes Beyspiel gegeben. Der Herr hatte christliche Wohlthätigkeit bewiesen. Und die durch des Sterbenden Wiedererstattung verarmte Familie genos nun, durch des Herrn Gnade mit Recht

und im Segen ein Gut, welches ihr sonst, auch wenn es verschwiegen blieb, als ein ungerechtes Gut, doch nur Fluch und Unsegen gebracht hätte. 2 Mos. 22, 3-7.

87. Der Herr kömmt.

Hans und Michel zankten sich bey der Arbeit, und nachdem sie sich mit vielen Schimpfwörtern zum Zorn gereizt hatten, wollten sie sich auch schlagen. Aber indem sie schon die Hände gegen einander aufhoben, kam ihr Herr ihnen zu Gesichte. Sogleich hatte der Zank ein Ende, und ein jeder ging still zu seinem Geschäfte.

So wie hier der blosse Gedanke, „was wird dein „liebreicher Herr von deiner Handlung urtheilen?" den Ausbrüchen einer der heftigsten Leidenschaften augenblicklich Einhalt that: so vermag es gewiß auch, in allen Gelegenheiten zur Ausübung einer Sünde, der Gedanke an den alles wissenden, und allenthalben gegenwärtigen Gott.

Gott vergessen, ist die wahre Ursach der Sünde.

Sagt also niemals: die Verführung war mir zu stark, die Versuchung zu unüberwindlich — Der Teufel verblendete, verleitete mich — Bekennt vielmehr: Ich dachte nicht an Gott; ich glaubte nicht, daß Gott denen, die ihn suchen, das ist, die aus Liebe zu ihm das Gute thun, und das Böse lassen, ein Vergelter seyn werde; ich hatte nicht genug Fleiß daran gewendet, mit Gottes Wort im voraus meine Seele zu nähren und zu stärken; ich hatte dessen Erklärung in der Predigt versäumt; den Umgang der guten Menschen

schen vermieden, die Gesellschaft der Bösen und Leichtsinnigen aber gesucht; ich glaubte nicht, daß es nöthig sey, mich selbst kennen zu lernen, und zu welcher Art Sünden ich am meisten geneigt sey; am wenigsten hatte ich mir Mühe gegeben, bösen Gedanken zu widerstehen und böser Gewohnheiten los zu werden. Hätte ich das ehrlich und lange genug geglaubt und gethan; gewiß, mich hätte weder ein Mensch noch ein Geist zum Bösen verführen können. Ps. 50, 22. Jac. 1, 13. 14. Sir. 23, 26-29.

88. Vom glauben und nicht glauben.

Ein Gespräch.

Der Lehrer. Wenn einem Reisenden, der bey eintretender Nacht, und in einem unsichern Lande sich verirrt, jemand begegnete, der sich des Verirrten erbarmte, so, daß er ihm nicht allein den rechten Weg sagte, sondern ihn auch selbst darauf brächte, was müßte der Verirrte billig thun?

Der Schüler. Ihm danken, und den gewiesenen Weg betreten.

Lehrer. Aber bald wieder den Weg verlassen?

Schüler. Nein; sondern eben darauf sehen, daß er ihn nicht verlöhre, und so lange darauf bleiben, bis er ihn an Ort und Stelle gebracht hätte.

Lehrer. Oder wenn du ins Wasser gefallen wärest, und ich hielte dir ein Seil hin, um dich daran herauszuziehen, was müßtest du thun?

Schüler. Das Seil ergreifen.

Lehrer. Aber wenn ich dich nun bald heraus gezogen hätte, müßtest du dann wieder los lassen?

Schüler. Nein, sondern es so lange fest halten, bis ich gerettet wäre.

Lehrer. Oder wenn ein Arzt, der alle Kennzeichen eines verständigen Arztes hätte, hülflosen Kranken helfen wollte, wäre da nicht Zutrauen des Kranken Pflicht?

Schüler. Allerdings.

Lehrer. Und wodurch müßte der Kranke dieses Zutrauen gegen den Arzt beweisen?

Schüler. Er müßte seinen Vorschriften gehorsam seyn, dessen Einrichtungen, wenn sie ihm auch unangenehm wären, sich gefallen lassen, ihn für die geleistete Hülfe lieben, und ihm dankbar seyn.

Lehrer. Also hier ist zweierlei Geschäft. Das eine ist das Geschäft des Helfers, und das andre des Hülfsbedürftigen. Wenn jeder das Seinige thut, dann erfolgt Rettung.

Wenn ich dir nun in deiner Noth zuriefe: Bediene dich des Mittels zu deiner Rettung, und du meyntest vorerst nicht, daß es ein gutes Mittel wäre; könnte dich dann mein blosser Zuruf retten?

Schüler. Nicht wol;

Lehrer. Oder zum andern; du wolltest aus Trägheit, oder Eigensinn, dich des angebotnen Mittels, wenn du es auch für gut hieltest, nicht bedienen; würde dir dann dadurch geholfen werden?

Schüler. Eben so wenig.

Lehrer. Oder drittens: du versuchtest es auch wirklich, liessest aber bald nach, etwa bey der geringsten Schwierigkeit?

Leh-

Schüler. Auch dann läge die Schuld an mir, wenn ich nicht gerettet würde.

Lehrer. Wende nun dieses Gleichniß auf die wichtigen Lehren an, die du von dem erhältst, was von Gottes wegen geschehen ist, damit die Menschen von Unwissenheit und Irrthum befreyt, oder wie es die Bibel nennt, aus der Finsterniß, erlöset oder errettet, und durch Christum, das ist, durch Befolgung seines Raths und Beyspiels, glücklich würden; und du wirst diese Lehren, oder wie es mit einem Worte heißt, die Religion, besser verstehen, und höchst vernünftig finden.

Schüler. Ja, lieber Lehrer. Denn ich verstehe jetzt schon besser, was das heißt: „Wer glaubt, wird „selig; wer aber nicht glaubt, bleibt unglücklich."

Lehrer. Nun sage mir, wie du das verstehst?

Schüler. Das heißt soviel, als: Wer das zu wissen und zu thun für nöthig hält, was ihn Gott durch Christum und seine Apostel, über Recht und Unrecht hat lehren lassen, und was ihm seine Vorgesetzten und Lehrer in Schulen und Kirchen verstehen helfen, der wird dadurch verständig; und also zum Genuß alles wahren und dauerhaften Guten, mithin zur Seligkeit, immer mehr geschickt. Wer das aber verachtet, und weder es zu wissen sich bekümmert, noch es, wenn er es weiß, zu thun für nöthig hält, der versinkt immer mehr in Irrthum und böse Gewonheiten, und schickt sich also so wenig zur Glückseligkeit, als die Glückseligkeit sich für ihn schickt. Coloss. 1, 12, 13.

89. Vom Rechtthun.
Ein Gespräch.

Der Lehrer. Kinder, wenn euch eure neuen Kleidungsstücke die Dienste thun, die ihr von ihnen erwartet, nemlich wenn sie euch nicht drücken, und Sicherheit gegen Verletzung und Kälte verstatten; so sprecht ihr: „sie sind uns gerecht; der „Meister hat sie recht und gut gemacht." Wenn euch hungert, und ihr bekommt Speise, oder ihr dürstet, und euch wird zu trinken gereicht; so dünkt euch: das sey zur rechter Zeit geschehen. Wenn dem, der euch und euren Aeltern schaden wollte, von der Obrigkeit Einhalt geschieht; so nennt ihr das: „ihm sey sein „Recht wiederfahren" ꝛc. Was wird also nun wol Rechtthun überhaupt heißen?

Fritz. Es so machen, wie es seyn muß?

Lehrer Warum sagst du: seyn muß;

Fritz. Weil, wenn es anders wäre, Schaden entstünde.

Lehrer. Gut. Aber woher erfährt man wol am sichersten, was in den wichtigsten Dingen recht ist?

Fritz. Aus den Geboten Gottes, durch Jesum Christum und seine Apostel.

Lehrer. Steht denn alles, was in jedem Falle recht ist, mit ausdrücklichen Worten in diesen Lehren Christi und seiner Apostel?

Fritz. Doch das Wichtigste, und woraus man das Uebrige folgern kann, was recht ist.

Lehrer. Was gehört also zuerst dazu, ehe man recht thun kann?

Fritz. Man muß wissen, was recht ist.

Leh-

Lehrer. Wenn man das nun weiß?

Fritz. Dann muß man es auch für wichtig halten, recht zu thun.

Lehrer. Wie lernt man das?

Fritz. Wenn man oft daran denkt, was Rechtthun für Vortheil, und Unrechtthun für Schaden bringt

Lehrer. Wie kömmt man denn dahin, daß man stets Rechtthun kann, wenn man schon überhaupt dazu den Willen hat?

Fritz. Man muß vorsichtig seyn; in jedem Fall, ehe man etwas thut, bedenken, ob es auch recht ist, und oft zu Gott um Weisheit und Gnade beten.

Lehrer. Aber was man nun in der Schule davon etwa gelernt hat, wird das nicht in der Folge, oder mit der Zeit, wieder vergessen werden?

Fritz. Wenn man hernach oft wieder an das denkt, was man von Gottes Willen, und von allem, was gut oder recht ist, gelernt hat, oder es wiederholt; so vergißt mans nicht so leicht, sondern lernt durch Nachdenken immer mehr dazu. Eben darum gehen die Erwachsenen in die Kirche.

Lehrer. Ists genug, nur zuweilen recht zu thun?

Fritz. Nein; sondern man muß in beständiger Uebung bleiben.

Lehrer. Du hast gut geantwortet, mein Sohn. Aber was wird denn das nun auch für eine gute Folge haben, wenn du dir lange viel Mühe gegeben hast, recht zu thun?

Fritz. Daß ich endlich gerecht werde, und selbst es wissen kann, daß ichs bin.

Leh=

Lehrer. Und was bringt dieses für Nutzen?

Fritz. Das steht in dem schönen Spruch: Predigt von den Gerechten, sie sollen es gut haben: denn sie werden die Früchte ihrer Werke essen.

Lehrer. Früchte essen, was heißt das hier?

Fritz. So wie ein Gärtner sich der Früchte zu erfreuen hat, wenn er gute Bäume zieht, oder der Ackermann seiner guten Ackerarbeit, bey der Aerndte; so soll es derjenige auch gut haben, der da trachtet, recht zu thun, und Gutes zu stiften.

Lehrer. Was heißt das Wort: ein Gerechter?

Fritz. Ein Gerechter heißt ein Mensch, der sich gewöhnt hat, recht zu thun.

Lehrer. Und was bedeutet das Uebrige, was der Spruch noch enthält?

Fritz. Gott wäre solchen Menschen gnädig, sie hätten ein ruhiges Gewissen, und sie dürften sich weder im Leben, noch im Tode, fürchten.

Lehrer. Aber kann man denn auch mit aller ehrlich angewandten Mühe ganz völlig gerecht werden? Ich denke, alles, was der Mensch thut, wäre unvollkommen?

Fritz. Es ist mit vollkommen und unvollkommen so, wie mit reich und arm, groß und klein. Gott weiß es allein, wie weit es ein jeder Mensch im Guten bringen kann, und wie treu er die Gelegenheiten zum Gutwerden benutzt hat.

Lehrer. Worauf will Gott dabey am meisten sehen?

Fritz. Ob Aufrichtigkeit und ein herzlicher Wunsch nach Gerechtigkeit da sey.

Lehrer.

Lehrer. Ja. Denn dem, der das Gute liebt und das Böse hasset, dem hat Gott durch Christum die Versichrung gegeben, daß ihn, sogar begangne, aber bereute, und forthin unterlassene böse Gewohnheiten oder Sünden, nicht von der Theilnehmung am ewigen glückseligen Leben ausschliessen sollen. Besser wirds aber immer der haben, der von Jugend auf, sich vor Sünden hütet. Die Zeit, die jener aufs Gutwerden wendet, kann dieser aufs Besserwerden verwenden.

Fritz. Aber lieber Lehrer, wenn ich doch zuweilen, aus Schwachheit oder Irrthum fehle, meinen Fehler nicht entschuldige, und desto vorsichtiger werde; dann so herrscht doch in mir die Sünde nicht, und ich bin doch dann kein Lasterhafter?

Lehrer. Nein. Sondern Laster und Sünden begeht nur der, der das Böse dennoch thut, wenn er gleich weiß und denkt, daß es wider Gottes Gebot ist.

Fritz. Woran kann ich aber wissen, ob ich aufrichtig bin, oder den Wunsch habe, gerecht zu werden; damit ich mich nicht selbst betrüge?

Lehrer. Wenn ich mir bewußt bin, daß ich allezeit gern wissen möchte, was recht ist; damit ichs thun, und Gott gefallen könne. Jer. 7, 3. 5. Matth. 5, 6. 1 Joh. 3, 7.

90. Selbstprüfung.

Ein Gespräch.

Der Schüler. Was heißt denn das recht eigentlich, lieber Lehrer, sich selbst prüfen?

Der

Der Lehrer. Sag mir erst, ob du wissen kannst, was Recht und Unrecht ist?

Schüler. Ja, das kann ich wissen. Denn ich weiß, was Gott geboten und verboten hat, und ich kann dieses, und die Befehle der Obrigkeit hören, lesen und behalten.

Lehrer. Wenn du also das weißt, so hast du ein Gewissen; oder in dir ist ein Bewußtseyn dessen, was Recht und Unrecht ist. Was hilft dir aber dieses Gewissen?

Schüler. Daß ich mich vor unrechten Handlungen hüten kann.

Lehrer. Wie würdest du dich wol vor unrechten Handlungen am besten hüten können?

Schüler. Wenn ich mir keine böse Gedanken und Vorsätze erlaubte.

Lehrer. Wer sich nun selbst prüfen, oder über seinen Seelenzustand zu richtiger Erkenntniß kommen wollte, wäre es da genug, wenn er nur sich fragte: Was habe ich heute Böses gethan? Oder müßte er sich nicht auch billig fragen: Was hab ich heute für Gedanken, Absichten und Vorsätze gehabt? Waren sie aufs Gute oder aufs Böse gerichtet? Woran dacht ich am liebsten, und wenn ich allein war? Bestritt ich auch in mir ein unerlaubt Verlangen?

Schüler. Gewiß, das letzte ist nöthig.

Lehrer. Warum das?

Schüler. Oft kann ich einen bösen Vorsatz nicht ausführen, weil ich gehindert werde. Er wird dann zwar nicht zur Handlung, aber dadurch wird doch meine Gesinnung nicht besser.

Lehrer. Nun, kannst du mir sagen, was das heißt, sich selbst prüfen?

Schüler. Sich nicht allein fragen: Wie waren heute deine Handlungen? sondern auch: Wie waren deine Gedanken, Absichten und Vorsätze beschaffen?

Lehrer. Warum ist das erste nicht genug?

Schüler. Damit ich mich nicht selbst betrüge, und mich für besser halte, als ich bin.

Lehrer. Wie verbindest du damit die dir bekannte Lehre von Ursachen und Wirkungen, oder Folgen?

Schüler. Die Ursach aller bösen Handlungen sind böse Gedanken, Absichten und Vorsätze. Denn man thut gewöhnlich, was man will, wenn man kann. Wer also von der Folge dieser bösen Gedanken, Absichten und Vorsätze, nemlich von bösen Handlungen, frey zu bleiben wünscht, der muß ihre Ursach, nemlich die bösen Gedanken, wegschaffen.

Lehrer. Wie schafft man aber böse Gedanken am besten weg?

Schüler. Wenn man viel Gutes von Gott zu wissen sich bemüht, und, weil man Gott als seinen Herrn, Beschützer und Wohlthäter liebt, sich gewöhnt, täglich oft zu Gott zu beten.

Lehrer. Ist dazu allemal ein Gebetbuch, oder ein auswendig gelerntes Gebet unumgänglich nöthig?

Schüler. Nein, lieber Lehrer. Darf ich doch meinem leiblichen Vater meine Noth mit meinen eignen Worten klagen.

Lehrer. Ja wol. Und Gott hat dein Gebet nicht nöthig, um zu erfahren, was dir fehlt: sondern du hast das Gebet nöthig, um dich durch das Andenken an Gott zu trösten, und zu bessern. Aber wäre nicht auch noch ein leibliches Hülfsmittel wider die bösen Gedanken da?

Schüler. Ja, lieber Lehrer. Wenn ich den Müßiggang fliehe, schlechte Bücher nicht lese, den Umgang liederlicher Menschen meide: dagegen aber nützliche Arbeit fleißig thue.

Lehrer. Du hast gut geantwortet, mein Sohn, und da zu allen diesem Guten die oftmalige Nachfrage, wie man gesinnt ist, oder die Selbstprüfung hilft; so muß die Selbstprüfung wohl auch allen Menschen in allen Ständen nothwendig seyn, wenn sie gut und glücklich werden wollen?

Schüler. Ja, ich wüßte keinen Stand, der auf eine andre Art dazu kommen könnte.

Lehrer. Warum das?

Schüler. Ein jeder Mensch soll sich ja selbst bessern, und das kann keiner von denen, die nicht wissen, wie sie gesinnt sind.

Lehrer. Wie verstehst du das, der Mensch soll sich selbst bessern?

Schüler. Die Mittel, die von Gottes wegen zu unserer Glückseligkeit da sind, zu kennen und anzuwenden suchen.

Lehrer. Also muß ein jeder Mensch auch wol wissen, wie er gesinnt seyn soll?

Schüler. Freylich muß er das wissen.

Lehrer. Und folgt daraus nun nicht, daß Unwissenheit und Irrthum in keinem Stande geduldet werden, und also ein jeder Mensch richtig denken lernen müsse?

Schüler. Ja, das scheint mir daraus zu folgen.

Lehrer. Könntest du mir wol sagen, wie das daraus folgt?

Schüler. Weil ein Mensch sonst entweder überhaupt kein richtiges Gewissen, oder Bewustseyn von dem, was Recht und Unrecht ist, bekömmt, oder in der Anwendung der Vorschrift auf manchen wichtigen Fall irrt, und sich daher nicht recht prüfen, folglich auch nicht bessern kann. 1 Tim. 2, 4.

91. Der Herr und der Gärtner, oder der Gebrauch der Bibel.

Der Herr. Viel Jahre schon suchte ich auf diesem Baume Früchte, doch umsonst. Haue ihn also nur ab! was hindert er das Land.

Der Gärtner. Lieber Herr. Ich bitte für ihn, laßt ihn noch ein Jahr stehen. Ich will noch an ihm das äusserste versuchen; wenn es denn nicht hilft, so werd' er abgehauen. Luc. 13, 7. 8. 9.

Anwendung des Gelesenen in einem Gebet.

Herr Jesu, indem ich die göttliche Weisheit ehre, die in deinen Lehren herrscht; so laß mich auch die mitleidsvolle Liebe nicht verkennen, die dich vom Thron der Majestät auf Erden brachte. Du Freund der Menschen lebtest, lehrtest und starbst zu ihrem Be-

sten, und noch itzo bittest du für die unnützen Menschenpflanzen in dem grossen Garten Gottes, daß ihnen Zeit gelassen werde, die Absicht ihres Schöpfers zu erfüllen und Früchte zu bringen. Auch ich habe dir Mühe gemacht und Arbeit gekostet — und habe denn doch wohl oft die Hoffnung des Früchtesuchenden getäuscht; du aber hast für mich gebeten, denn noch bin ich nicht abgehauen — So will ich denn nun auch gute Früchte bringen! Bey diesen Thränen des Danks und der Liebe gelobe ich, meine Glieder hinfort nicht mehr zum Dienst der Ungerechtigkeit und Thorheit zu gebrauchen; sondern von dir zu lernen, wie ich gute Früchte des Geistes bringe, damit deine Arbeit an mir nicht vergeblich sey. Amen.

92. Der Frühling, ein Bild der Auferstehung.

„Sieh, was ein fruchtbarer Regen nicht thun „kann"! So sprach einst Wilhelm zu seinem zwölfjährigen Sohn, Ludwig, als nach langem kalten Wetter im Frühjahr der Südwind gelinde Witterung brachte. Ihm folgte fruchtbarer Regen, und Wohlgeruch erfüllte die Luft. Wo vorher die Farbe der Verwesung, ein falbes Grau die Gegend bedeckte, da blickten in wenigen Stunden die Spitzen der ersten Frühlingskräuter hervor; und ein liebliches Grün wurde nun allmählig der Fluren herrschende Farbe. Solche Gelegenheiten, wo sich jede menschliche Seele frohen Empfindungen öffnet, nützte Wilhelm sorgfältig, um seinen Kindern die ersten und bleibenden Eindrücke der Religion zu geben. Auch dieses mal wollte er durch die Anrede: „Sieh, was ein frucht-

„barer Regen nicht thun kann", ein Gespräch veranlassen, welches ihm Gelegenheit darböte, seinem Sohn, Ludwig, eine der tröstlichsten Lehren, die die Religion enthält, nemlich, die Auferstehung, oder Wiederherstellung des ganzen Menschen glaubwürdiger zu machen; und er verfehlte seinen Zweck nicht, denn bald antwortete sein Sohn:

Sohn. Lieber Vater, färbt denn der Regen alles grün?

Vater. Nein, mein Sohn; sondern Gott hat das Grünen, oder das Bestreben wieder grün zu werden, in die Pflanzen selbst gelegt, und sie warten nur auf den Zeitpunkt, da die mildere Witterung es ihnen erlaubt.

Sohn. Aber sie waren ja fast alle todt und verwelkt, noch vor wenig Tagen.

Vater. So schienen sie zwar; aber in jeder war doch ein lebendiger Keim, der so lange schlief, bis ihn der mildere Frühling weckte, um sich durch Wachsthum in Blättern und Blüten lebendig zu zeigen.

Sohn. Lieber Vater, dieser Keim macht es wol, daß die neue Pflanze wächst?

Vater. Ja, mein Sohn! im Keime ist das Leben der Pflanze. Und man kann sie im Kleinen schon ganz darin sehen, wie die Gelehrten durch ihre Vergrößrungsgläser bemerkt haben.

Sohn. Also, der Keim ist nicht die vorige Pflanze?

Vater. Nein; sondern er ist das Beste, was von der vorigen Pflanze bleiben konnte. Denn etwas

was mußte sie der Erde, von der sie so lange genährt worden war, wiedergeben, nemlich: ihre abfallenden Blüten, ihre verwelkenden Blätter, manche verwesende Frucht, und oft ihren ganzen Halm, welches alles abstirbt und zu Erde wird.

Sohn. Aber, lieber Vater, wenn **wir** sterben, dann wird wol unser Leib ganz verwesen? Genug daß unsre Seele lebt.

Vater. Es ist wahrscheinlich, mein Sohn, daß unsre Seele nie ohne einen gewissen Körper menschlich wirken kann; daher hat uns Gott in seinem Wort versprochen, unsre Seele, zu seiner Zeit, mit ihrem Körper wieder zu vereinigen. Dieses wird die Auferstehung der **Todten** genannt. Welches denn so viel heißt, als die Wiedervereinigung der auf eine Zeitlang getrennten wesentlichen Stücke des Menschen.

Sohn. Sagt mirs doch, lieber Vater, was ist denn eigentlich der Tod?

Vater. Der Tod ist die Unbrauchbarkeit aller Sinneswerkzeuge und Glieder, zum fernern irdischen Leben.

Sohn. Und was ist die Beerdigung, oder das Begräbniß der Todten?

Vater. Sie ist das Säen des Saamens vom künftigen Menschen, damit der im Körper liegende Keim des vollkommnern Leibes in der Erde zur Verwandlung tüchtig werde.

Sohn. Und was ist die Auferstehung?

Vater. Das ist denn die zweyte Geburt des verwandelten Menschen aus der Erde, der nunmehr

zum

zum bessern, unvergänglichen Leben reif und tüchtig ist.

Sohn. Nun, lieber Vater, will ich mich auch nicht mehr so sehr vor dem Tode fürchten, nun ich weiß, wozu er mir hilft.

Vater. Liebe Gott, mein Sohn, und halte seine Gebote; so kannst du im Leben und im Tode getrost seyn. Denn Gott hat alle seine Geschöpfe lieb, und ihre Veredlung, oder Verbeßrung, war die Absicht des Schöpfers.

Sohn. Aber, lieber Vater, was ist denn für Aehnlichkeit zwischen dieser Begebenheit in der Natur, die wir heute bemerkt haben, und unsrer künftigen Auferstehung? Sagt mir doch das noch einmal; ich will es auch gewiß behalten, und mich dessen oft wieder erinnern.

Vater. Erstlich: Es ist Gott ein leichtes, alles was erstorben schien, wieder zu beleben. Was hier der warme Regen that, kann dann sein allmächtiger Befehl wirken.

Zweytens: In allem, was da gewesen ist, liegt ein Keim, fortzuleben, oder in neuer Gestalt wieder zu erscheinen.

Drittens: Auch in uns wird Gott dazu die Anlage gemacht haben, sonst wären wir schlechter, als eine geringe Pflanze.

Die Beobachtung dessen, was jährlich und täglich geschieht, oder der Begebenheiten in der Natur, kann uns die Lehren der Religion glauben helfen; aber nur dann, wenn wir im Denken geübt sind, und überhaupt an Erweitrung unsrer Erkenntniß,

niß über Gott und uns selbst, Freude finden. 1 Cor. 15, 35 = 38.

93. Auslegung des vollkommensten Gebets.

Unsichtbarer Gott! den ich wie den besten Vater kindlich lieben und verehren darf, nie müsse dein erhabner Name von mir gedacht oder ausgesprochen werden, daß ich nicht zugleich deiner erhabnen Eigenschaften gedenke!

Möchten doch alle Menschen deine Grösse, deine Güte, dann aber auch ihre Pflichten kennen; so würden sie, o Gott! auch bald alle glückseligen Folgen deiner väterlichen Regierung erfahren!

Wessen Wille kann wol so gut seyn, wer übersieht so wie Du, das Gegenwärtige und Zukünftige, wer kennt so wie Du alle Ursachen und Wirkungen, und wessen Wille verdient also wohl mehr befolgt zu werden, als der deinige? Du bist ja, o Gott! der Schöpfer und Liebhaber des Lebens, und willst die möglichste Glückseligkeit aller deiner Geschöpfe.

Du nährest alles reichlich, was von deiner Schöpfungskraft Leben und Daseyn empfing: Dank und Anbetung sey Dir, daß wir bisher unser Theil empfingen! Unsre Augen warten auf dich, daß Du ferner uns gebest, was wir bedürfen.

Da wir aber Dir, Du gnädiger und barmherziger! der Du so manchen Fehler uns vergiebst, eigentlich für so unzähliche Wohlthaten nichts wiedergeben können; so wollen wir wenigstens gegen unsre Mitmenschen versöhnlich, freundlich und dienstfertig seyn: denn wir wissen, daß Du Allgütiger! diese

Ge=

Gesinnungen als einen wohlgefälligen Dank von uns annehmen willst. Von ganzer Seele traun wir Dir, o Gott! Du werdest unsre Schicksale für unsre Kräfte nicht zu schwer bestimmt haben, und glauben, daß, da von deiner Vaterliebe bessernde Leiden, so wie Glück und frohe Tage, kommen, wir nur nach wahrer Weisheit trachten müssen, damit wir lernen, diese unsre Zeit wohl zu gebrauchen.

Wenn uns nun in allen unsern Vorsätzen, und bey allen Gelegenheiten zu handeln, das Andenken an Deine Allwissenheit, und der aufrichtige Wunsch, Dir zu gefallen, oder wahre Weisheit, begleitet; so wird weder Stolz noch Niederträchtigkeit, weder Armuth noch Reichthum, ja keine Kreatur, von Dir, unserm ewigen Vater, uns scheiden, und zu Thorheit und Lastern uns verführen können.

Sondern wenn wir hier nach deinem Rath, einer über viel, ein andrer über wenig, getreu gewesen sind, und aus Ehrfurchtsvoller Liebe zu Dir, das Böse vermieden, und das Gute gern gethan haben; so wirst Du schon, o Gott! Zeit und Stunde wissen, wenn du uns versetzen kannst in die bessern Provinzen deines unermeßlichen Reichs.

Alsdann soll dein Lob, dafür, daß Du alles wohl gemacht hast, immerdar in unserm Munde seyn. Amen.

94. Von der Seligkeit.

Einsmals fragte Ludwig seinen Vater, was denn das heisse: in den Himmel kommen, oder selig wer-

werden? Und sein Vater belehrte ihn darüber folgendermaaßen:

„Die Seligkeit, nach welcher du fragest," sprach er, „ist erst nach dem Tode möglich. Denn sie ist „der Zustand eines stetswährenden Wohlseyns. In „diesem jetzigen oder ersten Leben aber ist, wie du „weißt, nichts Beständiges oder Stetswährendes. „Gesundheit wechselt mit Krankheit ab; die Güter, „die wir besitzen, können auf mancherley Art uns ge„nommen werden; und selbst des vergnügtesten Le„bens Ende, ist der Tod. Wenn wir aber zu jenem „bessern oder zweyten Leben, durch Gottes allmächti„gen Befehl, dereinst aus unsern Gräbern auferstehn „werden, um niemals wieder zu sterben; dann wer„den wir uns auch geschickter befinden, als jetzo, „stets währende Freude zu geniessen. Also stelle dir, „mein Sohn, die Seligkeit vor, als eine Versamm„lung lauter guter Menschen an einem höchst ange„nehmen Orte. Du weißt, worin die guten Men„schen ihre Freude suchen. Sie wollen nemlich gern „nützlich seyn, und machen, daß von ihrentwegen „viel Gutes da sey; sie lieben Gott, weil sie viel „Gutes von ihm wissen, und gern täglich mehr dazu „lernen. Oft werden sie hier auf Erden an der „Ausführung ihrer guten Vorsätze gehindert; denn „der Böse mag den Guten nicht leiden. Nun „aber hindert sie nichts mehr. Nun erfahren sie, „was ihre guten Handlungen für gute Früchte ge„bracht haben. Da kömmt dieser und jene, denen „sie durch gutes Exempel, Rath oder That halfen, „dankt ihnen und liebt sie. Nun wird auch ihre

„Liebe

„Liebe zu Gott immer reiner und stärker; und mit „jeder neuen Erkenntniß und Ueberzeugung, daß Gott „sie stets geliebet, und mit lauter Güte sie zu sich „gezogen habe, wächset ihre Glückseligkeit. Sie „verstehen auch nun manches besser, als vorhin, was „sie, aus Vertrauen auf Gottes Zusage, nur geglaubt „hatten. Alsdann loben sie einmüthig Gott mit al„len Engeln und seligen Geistern. Und so wird ihre „Freude stets während, weil sie von keiner Noth oder „Angst unterbrochen wird."

„Ach Vater"! rief Ludwig, „ich will auch selig „werden." „Dann mußt du dich jetzo schon gewöh„nen," antwortete der Vater, „deine Glückseligkeit „darin zu suchen, daß du Gott über alles liebst, sei„nen Willen dir fleißig bekannt machst, damit du ihn „gern und willig befolgen könnest; itzo schon andern „Menschen nützlich zu werden trachten, damit Gott „und alle gute Menschen einen Wohlgefallen an dir „haben können."

95. Das Examen.

Hans bat einst seinen Nachbar Wilhelm zum Essen, und nach Tische wollte Hans seinem Gaste von der Fähigkeit und Erkenntniß seines ältesten Sohns, Klaus, eine Probe geben. „Komm her, „Klaus, rief der Vater, „sage geschwind auf, was „du gelernt hast!" Der Sohn schlich unwillig heran; und nun plapperte er zuerst ein langes Lied, drauf ein Hauptstück aus dem Catechismus, dann das Vater unser, und endlich einen schweren Psalm, aber ohne alles Gefühl des Inhalts, in dem wi-

drigsten Tone, so schnell daher, daß, weil er die Unterscheidungszeichen nicht beobachtete, der Athem ihm oft stehen blieb, und man deutlich sahe, daß er sich keines Gedankens dabey bewußt war. „Seht „ihr; Gevatter Wilhelm," sprach Hans, als Klaus nun endlich schwieg, „wie unsre Kinder hier gut „lernen! So viel konnt ich lange nicht, als ich „wie Klaus war!" Wilhelm der wohl wußte, daß derjenige, der so etwas — gut lernen — heißt, und dergleichen Unterricht zu loben fähig ist, fast unverbesserlich sey, schwieg betrübt still, und dankte bloß in seinem Herzen Gott, daß seine Kinder einen bessern Unterricht erhielten. Als er nun gar nichts sprach, da wurde Hans empfindlich, und fragte ihn, warum er denn das Kind auch ganz und gar nicht lobte? „Lieber Gevätter Hans," antwortete Wilhelm, „wir würden ja doch nicht eins werden, wenn „ich euch auch alles das sagte, was mir jetzt auf dem „Herzen liegt. Ueberdem ist es schon spät, nod wenn „man von wichtigen Sachen einmal anfängt zu re„den, so muß man auch Zeit haben, mit solchem Ge„spräch fertig werden zu können. Ein andermal will „ich euch über diese Sache meine Gedanken wol sagen. „Jetzt wünsch ich euch eine gute Nacht."

Wer nur viel Worte, aber ihren Sinn nicht weiß, der ist vielleicht schlimmer daran, als der ganz Unwissende — Denn jener kann in den thörichten Stolz verfallen, sich schon für unterwiesen, und blossen Wortkram überhaupt für hinlängliche Erkenntniß zu halten —

Wie

Wie klug war Wilhelm, daß er hier schwieg! Er hätte mit jeder Aeusserung der Wahrheit, in diesen Umständen, offenbar geschadet. Sir. 33, 4.

96. Von Gottes Segen.

Ein Gespräch.

Der Lehrer. Wie verstehst du den Spruch: Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe?

Karl. Ich denke: Wenn Gott einem Menschen was Gutes giebt, so ist kein Verdruß dabey.

Lehrer. Ja; das Wort, Mühe, wird oft in der Schrift für Sorgen und Verdruß genommen. Aber, ob es gar keine Arbeit, keine Schweißtropfen, überhaupt gar keine Bemühung dabey giebt, wenn Gott jemand segnet?

Karl. Ja; denn das alles kann dabey seyn, ohne daß es darum eben Verdruß ist. Ohne Arbeit wäre es vielleicht kein Segen.

Lehrer. Warum nicht?

Karl. Das ist die größte Freude, wenn man sieht, daß, was man thut, auch wohl geräth. Die Gartenfrüchte, die ich bearbeitet und gepfleget habe, sind mir besonders werth; am Wachsthum des Korns, das ich gesäet, nehm' ich mehrern Antheil; so wie mir der Aepfel eines Baumes, den ich selbst gepfropft habe, lieblicher schmeckt. Arbeiten können ist schon Segen, und wenn die Arbeit nun auch wohl geräth, so hat Gott schon das größte zeitliche Glück geschenkt, dessen ein guter Mensch fähig ist.

Lehrer. Du hast recht, mein Sohn. Sieh, auch meine Lehrarbeit an dir hat Gott nicht ohne Segen gelassen, dessen freu ich mich! Gott segne dich und mich ferner! Vergiß aber auch du nicht, wenn du grösser wirst, wie derjenige Mensch gesinnt seyn müsse, von dem es Ps. 1, 3. heißt: Was er macht, das geräth wohl.

Karl. Es steht gleich vorher im 1sten und 2ten Verß dieses Psalms: Er hat grosse Lust an Gottes Gesetzen ꝛc. Spr. 10, 22. Ps. 1, 1. 2. 3.

97. Des Alten Theil.

Als Wilhelm alt wurde, da übergab er dem Geschicktesten unter seinen Söhnen, mit Genehmhaltung der Obrigkeit, sein Ackergut. Er hatte für sich und seine Frau ein hinlängliches Auskommen bedungen, welches ihnen seine Kinder auch gern gönnten und gaben, weil sie erkannten, daß sie doch alles Gute, was sie genossen, der guten Erziehung und dem Fleiße ihrer Aeltern zu verdanken hätten, die selbst noch im Alter ihren Kindern nicht zum Schaden lebten. Denn sie gingen ihnen freywillig bey Erziehung der Kinder, oder in ihrer Wirthschaft, so viel sie konnten, zur Hand, und halfen ihnen wenigstens, als sie schwach wurden, das ihrige im Hause treulich behüten. Ein solches liebreiches Betragen brachte nun den Kindern in der That mehr Vortheil, als die Abgabe an die Aeltern werth war; denn sie konnten, auch abwesend, sich so gewiß auf ihre alten erfahrnen Aeltern als auf sich selbst verlassen. Dagegen aber bezeigten die jungen Leute sich denn auch allemal

mal herzlich dankbar, und es war eine Freude, zu sehen, wie einträchtig und friedlich es in diesem Hause zuging.

Wie oft fehlt es in diesem Stücke bey Alten und bey Jungen! Sir. 3, 1-18.

98. Erkenntnißprüfung über allgemeine Religionswahrheiten.

Der Lehrer. Was überzeugt dich, und macht dich gewiß, daß es itzo Tag ist?

Der Schüler. Ich kann entfernte Dinge sehen, und alles, was mir näher ist, hat seine verschiedne Farben.

Lehrer. Würdest du mir diese Antwort geben können, wenn du nicht denken und urtheilen könntest?

Schüler. Ich glaube nicht, lieber Lehrer. Ob ich gleich glaube, daß der unwissendste Mensch sowol weiß, daß es Tag ist, als der klügste, was jener eben sowol sehen kann, als dieser.

Lehrer. So weit seine Sinne reichen, weiß freylich der Unwissendste sowol, daß etwas ist, als der Klügere. Aber wo trennen sich gewöhnlich die Erkenntnisse dieser Menschen, und wo entdeckt sich die Verschiedenheit ihrer Geisteskraft?

Schüler. Bey den Fragen: warum, wodurch, wozu? bey allem fortgesetzten verständigen Gespräch, Aeusserungen eignen Urtheils, und am meisten, wenn es darauf ankömmt, aus dem Sichtbaren aufs Unsichtbare zu schliessen.

Lehrer. Nun so will ich dich selbst, nach dieser Regel prüfen, ein verständiges Gespräch über die wichtig-

tigsten Religionswahrheiten mit dir führen, und mich dann freuen, wenn ich eine richtige und vollständige Erkenntniß bey dir finden werde. Woher weißt du nun auch mit Ueberzeugung und Gewißheit, daß Gott, oder ein höchst verständiges Wesen, alles was da ist, gemacht hat?

Schüler. Weil allenthalben Ordnung ist, so weit ich denken kann.

Lehrer. Gieb von dem, was du für Ordnung hältst, einige Beyspiele.

Schüler. Die Jahres- und Tageszeiten; die Einrichtung der Nahrungsmittel zu den Geschöpfen, die dadurch genährt werden sollen; die Absichtsvolle Verschönerung der leblosen Natur; die Ordnung und Regelmäßigkeit in den Bewegungen der grossen Himmelskörper; die nützliche Einrichtung der verschiednen Thierarten, und ihrer Triebe; fürnehmlich aber des menschlichen Wesens; die Zusammenstimmung der uns von Gott angerathnen Mittel zur Glückseligkeit, mit den Wünschen und Empfindungen einer jeden unverdorbnen Seele; und endlich die beständige Erfahrung aller verständigen Beobachter, daß, wenn uns Gott vor etwas schädlichem warnt, die Verachtung dieses väterlichen Raths auch schlimme Folgen stets nach sich gezogen hat.

Lehrer. Du hast Recht, mein Sohn. Aus allen diesem leuchtet hervor, daß ein sehr verständiges Wesen da seyn müsse, welches nicht allein alles Leblose nach Maaß, Zahl und Gewicht ordnet; sondern auch seiner lebendigen Geschöpfe Glückseligkeit nach dem verschiednen Maaß ihrer Empfänglichkeit zum End-

zweck

zweck hat. Welche Art der Geschöpfe, die Vernünftigen oder Unvernünftigen, mag wol der meisten Glückseligkeit fähig seyn?

Schüler. Allerdings die vernünftigen Geschöpfe; denn sie können nicht nur bloß empfinden, sondern auch über das Empfundne denken. Sie können über Schönheit und Ordnung sich freuen, sich selbst verbessern, und das höchste Vergnügen geniessen, wenn sie die Verwandschaft und Abstammung ihrer Seele von Gott, dem allervollkommensten Wesen denken, zu dessen ewigen Gnadenwohlthaten, durch Tugend und Gehorsam gegen ihn, sie sich die Hoffnung erwerben können.

Lehrer. Das ist wahr: gehört aber nicht eine unbeschreibliche Kraft und Macht dazu, um alles das anordnen zu können, wenn die Weisheit oder der Verstand zum Entwerfen eines so unermeßlichen Plans, nicht umsonst soll gewürkt haben? So wie unter uns Menschen mancher Verständiger zwar einen herrlichen Plan entwirft, ihn aber aus Ohnmacht nicht ins Werk richten kann?

Schüler. Allerdings, lieber Lehrer, muß in Gott Weisheit und Macht im höchst möglichsten Grade beysammen seyn.

Lehrer. Würdest du einen Mächtigen, der aber dabey bösartig und arglistig wäre, wohl weise nennen?

Schüler. Nein, gewiß nicht.

Lehrer. Also, wenn Gott höchst mächtig und höchst weise ist, so ist er **eben dadurch** auch höchst gerecht, höchst gütig genannt; und wenn ich nichts weiter von Gott wüßte, als: **in ihm ist die höchste Weisheit mit der höchsten Macht verbunden**, würde dann meiner Vorstellung von der höchsten Vollkommenheit Gottes noch etwas fehlen?

Schüler. Nein: denn wenn ich mit **dem**, was zum **vollständigen** Begriff der höchsten Weisheit, die mit der höchsten Macht verbunden ist, gehört, **genug bekannt bin**; so weiß ich auch genug von Gott, wenn ich weiß, daß er höchst weise und höchst mächtig ist. Denn alle Vollkommenheiten vereinigen sich in dem Begriff der höchsten Weisheit und der höchsten Macht.

Lehrer. Wie würdest du z. E. Gottes Allwissenheit, Allgegenwart, Unveränderlichkeit und höchste Güte in diesem Begriffe: **Gott ist höchst mächtig und höchst weise**, schon mit eingeschlossen finden?

Schüler. Wer nicht alles weiß, kann nicht höchst weise seyn. **Wie** aber Gott alles weiß, erklärt mir das Wort **Allgegenwart** auch nicht; genug, daß ich weiß, daß er alles wissen und vorher gewußt haben **müsse**, theils um alles so weislich anzuordnen, theils um es zu erhalten, und über die Handlungen freyer Wesen zu richten. Es gehören also Allwissenheit und Allgegenwart als Bestandtheile zu dem allgemeinen Begriff, **Allweisheit**: eben sowol als Unver-

änder-

änderlichkeit und höchste Gütigkeit. Denn wer sich sowol in seinem Wesen, als in seinem Urtheil oft änderte, der wäre nicht immer höchst weise, und eben darum nicht immer höchst mächtig; denn die höchste Macht in Gott kann nur die Folge seyn von der allerhöchsten geistigen Vollkommenheit, welche die höchste Weisheit ist. Was endlich die höchste Gütigkeit oder Güte betrifft, so läßt sich diese vollends ohne Weisheit nicht denken; denn wer nicht weise ist, kann auch nicht gut, vielweniger höchst gut, oder der Allerbeste seyn.

Lehrer. Du hast sehr gut geantwortet, mein Sohn. Sage mir nun noch, ehe wir diese Unterredung beschliessen, was dir diese richtige Erkenntniß von Gott helfen soll, und wozu du sie gebrauchen willst?

Schüler. Dazu, lieber Lehrer! daß ich den höchst weisen und höchst mächtigen Gott, von ganzem Herzen, weil er im höchsten Grade Preis und Ehre verdient, verehren, ihm vertrauen, und damit ich das immer kann, ihm zu allen Gefallen leben, und alle seine Gebote, immer besser halten zu lernen, mich aufrichtig bemühen will. Und weil ich doch nach den besten Gaben streben soll, so will ich nach Weisheit trachten, weil ich Weisheit für die beste Gabe halte. Dann werd ich auch gewiß zum Guten so viel Macht bekommen, als mir nützlich ist; Gott wird mein Vorhaben und meiner Hände Werk gerathen, und mich Gnade finden lassen, bey ihm und allen guten Menschen.

Lehrer. Befördre Dein Erkenntniß, o Gott! damit allenthalben der Erdkreis Deiner Ehre voll werde!

Gieb ferner Segen, daß auch hier,
Der Lehrer Fleiß gedeye!
Und zu der Jugend Lernbegier,
Sich Erd und Himmel freue! Amen. (Matth. 6, 10.

99. Erkentnißprüfung über den Inhalt merkwürdiger Worte.

Lehrer. Bey welcher Gelegenheit sagte doch Jesus die merkwürdigen Worte: „Wenn „du dermaleinst dich bekehrest, das ist, von dei„nem bevorstehenden Fall aufstehst, so stärke deine „Brüder?"

Schüler. Er sagte sie zu Petro, kurz vorher, ehe dieser ihn verleugnete.

Lehrer. In welchem Capitel des Evangelisten stehen sie?

Schüler. Sie stehen Luc. 22, 32.

Lehrer. Was heißt hier verleugnen?

Schüler. Sich fürchten, für einen Schüler, Nachfolger und Freund Jesu, gehalten zu werden.

Lehrer. Aber Petrus war ja sonst so muthvoll — Er sagte, daß er mit Jesu in den Tod gehen, und wenn sie ihn auch alle verliessen, allein bey ihm bleiben wollte.

Schüler. Ja das sagte er, als die Gefahr noch nicht da war.

Lehrer.

Lehrer. Woran mochte es also wol bey Petro fehlen?

Schüler. Er hatte die Worte Jesu: „Fürchtet „euch nicht vor denen, die den Leib tödten" &c. und „Wer mich bekennet vor den Menschen" &c. nicht genug überdacht.

Lehrer. Was bildeten sich die Schüler Jesu überhaupt für ein Schicksal ein, das Jesus und sie selbst haben würden?

Schüler. Sie meynten: Jesus würde ein weltliches Königreich aufrichten, und sie, als seine Freunde, würden dann vornehme Leute werden.

Lehrer. Da nun Jesus gefangen, und zum gewissen Tode seinen größten Feinden überliefert wurde; was für eine Empfindung mochte da wol in Petri Gemüth herrschen, der, nach dem was wir von ihm wissen, unter den Jüngern der ehrgeizigste war?

Schüler. Niedergeschlagenheit und Verdruß über fehlgeschlagne Erwartung.

Lehrer. War Petrus in dieser Gemüthsverfassung also wol geschickt, den Muth zu behalten, der zum Glauben an die Worte Jesu gehört: „Fürchtet „euch nicht" „Bekennet mich vor den Menschen" „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert", Wer sein „Leben auch verliert um meinet willen, das ist, wegen Ausbreitung meiner Lehre, der wird herrlichen „Lohn empfahen? &c."

Schüler. Nein — in der Gemüthsverfassung war Petrus es nicht; und daher kam sein Fall.

Lehrer. Es war denn also wol hier von keinem solchen Fall die Rede, den ein Mensch etwa auf einem ungeraden Wege thut?

Schüler. Nein, sondern es ist eine Gleichnißrede, und soll so viel heissen: wenn ein guter Mensch sich zu einer schlimmen Handlung erniedrigt, so sey es eben, als wenn jemand, der auf einer Höhe gestanden, von da herab in die Tiefe fiele.

Lehrer. Und wirds dem Gefallnen nicht Mühe machen, die Höhe, von der er gefallen ist, wieder zu ersteigen? Voraus gesezt, daß er sich nicht auf lange Zeit, oder auf immer lahm gefallen hat.

Schüler. Gewiß. Und er hätte vielleich, mit eben der Anstrengung seiner Seelenkräfte, seinen Fall vorsichtig vermeiden können.

Lehrer. Wie heißt man also den Fehler eines Menschen, der die Folgen nicht überdenkt, die aus der und jener Handlung entstehen können?

Schüler. Unvorsichtigkeit, Leichtsinn, Sicherheit.

Lehrer. Ja so ists, mein Sohn. Wenn ein Mensch sich ohne Grund etwas fest einbildet, weil er etwa wünscht, daß es so sey; oder nach seinen jedesmaligen Gelüsten lebt; zum Denken entweder nicht gewöhnt ist, oder durch Fressen und Saufen, und andre übermäßig genoßne Wollüste, seine Seelenkräfte stumpf gemacht hat; und weil ihm lange kein Unglück begegnet ist, nun zu glauben thöricht genug wird, es könne nie schlimm gehen; so stürzt er oft plötzlich in einen Abgrund von Elend hinein, davon er

sich weit entfernt hielt. Doch mit Petro war hier der Fall anders.

Schüler. Woraus wissen wir das mit Gewißheit, lieber Lehrer?

Lehrer. Daraus wissen wir es, weil er den lehrreichen Blick Jesu so bald verstand, seine schlechte Handlung schmerzlich bereute, und in der Folge, da er nun ganz überzeugt wurde, sein Leben für die Ausbreitung der Christlichen Religion ließ.

Schüler. Was wollte denn Jesus also damit eigentlich sagen: „Wenn du dermaleinst dich bekehrest, „so stärke deine Brüder?"

Lehrer. Jesus wollte damit sagen: Lieber Petrus, ich vergebe dir, daß du mich verleugnen, oder dich meiner Bekanntschaft schämen wirst — Aber sey du künftig desto vorsichtiger, traue dir selbst nicht mehr so viel, und prale nicht mehr wie sonst, mit deiner Beständigkeit; sondern halte dich für einen Menschen, der ohne Behutsamkeit, und ohne Gottes Gnade, zu fehlen fähig ist. Dann sey dein erstes Werk, meinen übrigen zerstreuten Jüngern, oder Schülern, von deiner bessern Erkenntniß mitzutheilen, sie zu trösten, und sie an meine Worte zu **erinnern**: „Ich würde „zwar getödtet werden, aber am dritten Tage würde „ich wieder auferstehen, und davon, wie von aller „meiner übrigen Lehre, sollten sie Zeugen seyn, allenthalben."

Schüler. Wie liebenswürdig ist doch Jesus in allen seinen Handlungen!

Lehrer. Ja! und wie duldend erzog er seine Jünger: Mitleidig ertrug er ihre Fehler, und so erlöste er sie allmählich von ihren fast unüberwindlich scheinenden Vorurtheilen, durch Lehren voll tiefer Weisheit, und zum eignen Nachdenken reizenden Inhalts; bis sie endlich, nach seiner Auferstehung, das Geheimniß des Reiches Gottes in einem Lichte sahen, dem die vorige Finsterniß weichen mußte. Denn nunmehr, da den Schülern Jesu die Schrift geöffnet war, oder sie die Schrift verstanden; da ihnen nicht mehr um das leibliche Sitzen zur Rechten des Königs der Juden, so wie sonst, zu thun war; da sie merkten, daß Jesu Reich ein geistliches Reich, und er ein König sey, dem es mehr um Einführung von beruhigender besserer Erkenntniß von Gott, und seinem alle Menschen ohne Unterschied glückselig machenden Willen, als um Gewalt, Pracht und Wohlleben irrdischer Fürsten, zu thun wäre; nun predigten sie auch mit Freudigkeit: Jesus sey der Christ Gottes; Christi Lehre sey von Gott; ihm sey alle zu der Menschen Heil nöthige Gewalt im Himmel und auf Erden von Gott seinem Vater gegeben; und wer ihm glaube, dem sey ein ewiges Glück gewiß. Dieses Glaubens Kennzeichen, und die Bedingung dieser göttlichen Begnadigung aber sey heilig, das ist, züchtig, gerecht und gottselig oder zufrieden leben zu wollen. Sieh mein Sohn, so wurden die Jünger Jesu, und vornehmlich Petrus, seinem Befehle: „Stärke deine Brüder!" gehorsam. Aber könntest du das in deinem Stande wol auch thun, und dir auch eine nützliche Lehre daraus merken?

Schü-

Schüler. Ja lieber Lehrer. Sollte ich einst einen Fehler begehen, so will ich es bey der blossen Reue nicht bewenden lassen; sondern, wie Petrus, andre warnen, daß sie nicht auch fallen. Aber ich will mich hüten, und vielmehr mich alles guten Wandels befleißigen, damit die Leute, wenn sie sehen, wie glücklich und zufrieden ich bey Jesu Nachfolge bin, Gott darüber preisen, und auch, so zu leben, Lust bekommen sollen.

Lehrer. Das hilf uns doch alle thun, o Gott! du Vater aller rechten Erkenntniß, und aller guten Gaben; damit wir endlich als aufrichtige treue Diener bey Jesu, unserm Herrn und Meister, seyn können allezeit. Amen. 1 Pet. 1, 7. 13-22. Cap. 2, 1. 2. 11-25. Cap. 3, 1-11. 3 Pet. 1, 1-15.

100. Merkwürdiger Stoff zum Unterricht in kurzen Sätzen.

1. Die allgemeine Regel der Natur ist: nichts voraus zu bezahlen. So ist erst Mühe, dann Lohn; erst Ackerarbeit, dann Aerndtefreude; erst Lernen, dann Können.

2. Einen Menschen erziehen heißt: ihn gewöhnen, nach guten Grundsätzen zu handeln.

3. Menschliche Fähigkeit kann durch Uebung unglaubliche Vollkommenheit erlangen.

4. Die oberste Stufe der Erkenntniß und der Tugend, zu welcher wir uns auf Erden hinauf üben, bestimmt den Grad und die Stufe der Glück-

seligkeit, die wir beym Eintritt in das zukünftige Leben zu geniessen haben. 2 Cor. 9, 6. Gal. 6, 7.

5. Der Himmel oder die Seligkeit, ist die Gesellschaft lauter guten Menschen. Matth. 25, 32. rc.

6. Es ist ein merkwürdiger Unterschied zwischen guten und bösen Handlungen. Denn: die grösseste Mühe bey guten Handlungen ist bald vergessen; aber der Nutzen und das Wohlgefallen daran bleibt. Hingegen: die süsseste Freude bey Befriedigung böser Absichten und Lüste ist auch bald vergessen; aber der Schaden und die Reue bleibt.

7. Ohne Selbstverläugnung geht es niemals ab, man mag sich der Tugend, oder dem Laster ergeben. Denn auch das Laster hat seine Märtyrer.

8. Herrlich lohnt die Tugend, denn sie machet uns theilhaftig der göttlichen Natur. 2 Petr. 1, 4.

9. Schrecklich ist das Ende der Lasterhaften. Sie müssen sich selbst Thoren nennen, die des rechten Weges verfehlt haben. Weisheit. 5, 1-16.

10. Gott fordert die Tugend, und verbietet das Laster, nicht um sein selbst willen; sondern darum: weil erstere den, der sie liebt und übt, der bessern göttlichen Wohlthaten empfänglich macht; letzteres aber den, der es liebt und übt, am Empfang und Genuß dieser Wohlthaten hindert.

11. Je mehr Anlagen und Gelegenheiten ein Mensch gehabt, gut zu werden, je mehr Pflicht hat er dazu; und

 wenn

wenn er das verachtet, je mehr Verantwortung. Luc. 12, 48.

12. Wer betet, der bittet oder dankt; und in beyden Fällen bedarf die Empfindung keiner auswärtigen Vorschrift.

13. Es hat viel zu thun, daß ein Mensch im Glück Gott lobet; noch schwerer ists, im Unglück mit David sagen: Wenn du mich demüthigst, machst du mich groß. 2 Saml. 22, 36.

14. Wo ist, im eigentlichen Verstande, Gottes Reich? Antwort: Obwol Gott ein Herr ist, Himmels und der Erden; so ist doch eigentlich sein Reich da, wo von **verständigen** Geschöpfen er für das, was er ist, erkannt, und seinen wohlthätigen Absichten nicht durch Irrthum und Laster entgegen gearbeitet wird. Marc. 12, 34. Joh. 17, 3.

15. Der höchste Grad der Selbstliebe ist christliche Tugend.

16. Wer sich nicht gewöhnt, **die** Menschen, **die um ihn sind**, so viel an ihm ist, glücklich zu machen, der **liebt** die Menschen überall nicht.

17. Wer da glaubt, das Gebot: du sollst deine **Feinde** lieben, heisse so viel, als, du sollst zu ihrem Umgange dich **drängen**, oder zu ihnen dich **freuen**, der glaubt irrig. Die Natur dieser Art von Liebe wird am besten erklärt, wenn man **die** Sprüche zu Hülfe nimmt: „Wenn deinen Feind „hungert und dürstet, so speise und tränke ihn 2c.

„Räche

„Räche dich selbst nicht ꝛc. Thue ihm Gutes um „Böses ꝛc.

18. Nächstenliebe ist Vorübung des himmlischen Lebens; Nachahmung des allliebenden Vaters im Himmel; Verehrung aller menschlichen Ordnung um Gottes willen, und gemeiniglich die Anzeige einer gesunden und nachdenkenden Seele.

19. Wenn irgendwo **Liebenswürdigkeit** Liebe fodert; so fodert sie gewiß der vortrefliche Charakter Christi. Ein Glied derjenigen Gemeine zu werden, wovon er das Haupt ist, dieses darf des edelsten Menschen Wunsch und Bestrebung seyn.

20. Wahre Weisheit ist das beste Gut, und die beste Gabe. Sie ist allen Menschen in allen Ständen nützlich. Kein Mensch hat noch je gelebt, den ihr Besitz nicht glücklich gemacht hätte. Spr. 8, 17. 18. 19. Sir. 6, 18. 37. Cap. 14, 22. 23.

Bey-

Beytrag zur Erkenntniß Jesu.

101. Ein Lied.

Der du aus deines Vaters Thron
Auf Erden kamst, o Gottes Sohn!
Uns lehrtest, littest, starbest,
Und Seligkeit erwarbest;

Wie lob ich dich, wie dank ich dir,
Herr Jesu würdig? Hilf du mir,
Dein Lob vor allen Dingen
Mit Herz und That besingen!

Dein Mitleid und nicht Würdigkeit
Der Menschen, machte dich bereit,
So viel und große Plagen
Geduldig zu ertragen.

Ein Mensch du wurdest wunderbar;
Als deiner Engel Botschaft war,
Zu melden Fried und Freude,
Den Hirten auf der Weide.

Das war das Zeichen dieser Zeit:
Der Heiland kam in Niedrigkeit,
Der armen und Elenden
Unwissenheit zu enden.

Zum Lehrer hatt' ihn Gott bestellt
Für alle Menschen in der Welt;
Doch wollten seine Lehren
Die Herrn des Volks nicht hören.

Der Armen Menge hing ihm an.
Und die, die er so lieb gewann.
Die Jünger, waren alle
Nur Schaaf' aus solchem Stalle.

Was niedrig und verachtet war,
Erwählte Jesus; hob's so gar
Durch hoher Gaben Zierden,
Weit über alle Würden.

„Ehrt Gott im Geist, sprach er, und wißt,
„Daß seine Freude Wohlthun ist;
„Liebt Menschen, ihn, als Vater,
„Und eures Heils Berather.

„Vertraut ihm, er sorgt für euch;
„Gehorcht ihm gern; und müßt ihr gleich
„So manches hier noch leiden,
„Einst kehrt ers doch in Freuden.

„Auch wer ihn undankbar vergißt,
„Auch über den er gütig ist;
„Ihm bleibt es unbenommen
„Zum Vater noch zu kommen.

„Liebt euch als Brüder insgesamt
„Weil ihr von einem Vater stammt;
„Verzeiht gern; übt Erbarmen
„An Leidenden und Armen.

„Nicht Gab' und Opfer fordert Gott;
„Wers nicht aufrichtig meynt, treibt Spott,
„Wie viel und theure Gaben
„Er mag geopfert haben.

„Gott

„Gott sieht aufs Herz. Arm und reich,
„Groß oder klein, das gilt ihm gleich;
„Ihm können nur gefallen,
„Die seine Wege wallen.

„Nah ist Gott überall, nie fern:
„Er höret Dank und Bitten gern.
„Wer bittet, der empfähet,
„Wenn er, wie's recht ist, flehet.

„Was jeder Mensch für eine Saat,
„Gut oder schlecht gesäet hat;
„So wird die Frucht gerathen:
„Der Lohn ist wie die Thaten.

„Wer, gut zu seyn, sich nicht bewirbt,
„Der wird einst, wenn er auch so stirbt,
„In seines Richters Augen,
„Zur Seligkeit nicht taugen.

„Belohnt wird der getreue Knecht,
„Der andern nützt' und diente recht;
„Schon hier durch gut Gewissen,
„Und Trost in Kümmernissen.

„Einst solls ihm ewig wohlergehn,
„Wenn alle Todten auferstehn.
„Gott wird ihm mehr vertrauen;
„Ein ewig's Glück ihm bauen.

„Wer's fühlt, wie schwer die Sünde drückt,
„Gern besser wäre — tief gebückt
„Nach wahrem Trost sich sehnet,
„Sonst keine Hülfe wähnet;

„Für

„Für den ist alle Schuld gebüßt.
„Das Wort von Jesu trostvoll ist
„Dem, ders von Herzen gläubet,
„Treu im Gehorsam bleibet."

Das lehrte Jesus, unser Herr,
Aufs deutlichste, und kräftiger
Als jemals Lehrer thaten,
Um unserm Heil zu rathen.

So wie er lehrte, lebt' er auch,
Entfernt von falscher Lehrer Brauch,
Rechtschaffen, Gottes Willen
Stets eifrig, zu erfüllen.

Voll Menschenliebe war sein Herz;
Mitleidig, bey Bedrängter Schmerz;
Geschäftig, Seligkeiten
Und Einsicht auszubreiten.

Und doch verfolgten Haß und Neid
Ihn hämisch. Seine Lebenszeit
Verstrich ihm, unter Plagen,
In mühevollen Tagen.

Der Feinde Bosheit ruhte nicht,
Zog ihn gewaltsam vors Gericht,
Gab vor, daß Jesu Lehre
Falsch, Gotteslästerung wäre.

Man stellt erkaufte Zeugen dar;
Man schmäht' und höhnt' ihn — schlug ihn gar —
Der Richter Wuth entflammet —
Und Jesus wird verdammet.

Des

Des Schmerzensvollsten Todes Art
Ein Lohn des Menschenfreundes ward —
Es litte der Gerechte
Den Tod der bösen Knechte.

Geheftet an des Creuzes Stamm
Hing er geduldig, wie ein Lamm;
Schalt die nicht, die ihn plagten,
Statt Mitleid, Spott ihm sagten.

Als nun das Maaß der Leidenszeit
Vollbracht war: hat Barmherzigkeit
Er noch im Tod erzeiget;
Und drauf sein Haupt geneiget.

Von Jesus Freunden einer, bat
Um seinen Leib; und dieser hat
Ihn, wie man dort es pfleget,
Ins Felsengrab geleget.

Am dritten Tage stand Jesus auf.
Viel sahn ihn lebend. Fuhr hinauf
Zu höchverdienter Ehre.
Lob sang'n ihm Engelchöre!

Mit Geistes Gaben rüstet er
Bald Männer aus, die hin und her
Der Lehre Saamen streuten;
Sich grosses Segens freuten

Durch sie, vom Vater auf den Sohn,
Pflanzt sich die Lehre fort; es flohn,
Des Götzendienstes Schande,
Nun endlich ganze Lande.

So ward auch uns dein göttlich Wort.
So wurdest du auch unser Hort,
Die wir auf Todes Strassen,
Und tief im Dunkeln saßen.

Nun kennen wir, Erlöser! dich;
Und freun uns deiner. Findet sich
Gleich Irrthum noch und Sünde
Wie Schwachheit bey dem Kinde.

So straft's doch deines Wortes Geist.
Es ist noch jezt, wie's Gott verheißt,
Ein Leitstern. Dem Gewissen
Ein Licht in Finsternissen.

Wir können's lesen. Sinn und Kraft
Davon bedenken; und es schaft,
Auf Beßrung Ruh, und Frieden,
Erquickung, Trost, den Müden.

Denn durch dies Wort von Jesus Christ
Wirkt Gott, deß Wille mächtig ist,
Der Schwachen Muth zu stärken,
Zu allen guten Werken.

Dazu hat Jesus uns erkauft.
Wir sind auf diese Pflicht getauft,
Den Sünden abzusterben,
Die Seel und Leib verderben.

Sind wir nun Herr, dein Eigenthum;
So sey Gehorsam unser Ruhm!
Uns fliehe Lust an Sünde,
Des Eitlen Liebe schwinde.

Wo

Wo unser Schatz ist, sey das Herz.
Gott lieben wir; und Himmelwärts
Soll unser Sinn sich richten,
Bey Uebung unsrer Pflichten.

Man soll's an unserm Wandel sehn,
Welch Heil durch Jesum ist geschehn.
Wir wollen alle lieben;
Auch die, die uns betrüben.

So war ja Herr, dein edler Sinn —
That'st Bösen Gutes — auch darin
Bist du ein Vorbild worden,
Für deiner Christen Orden.

Hilf uns, dein friedebringend Reich
Noch mehr verbreiten! daß zugleich
In aller Völker Zungen,
Dir werde Lob gesungen!

Doch Gott weiß ja die rechte Zeit.
Es werden Jesu Herrlichkeit,
Die seine Glieder waren,
Im Himmel ganz erfahren.

102. Der Abschied.

Ein Lehrer mußte den Ort einst verlassen, woselbst er lange gelehrt hatte. Da weinten bey seinem Abschiede die Kleinen und die Grossen. Die Kinder sagten: „Ach! unser guter Lehrer verläßt uns, wer „wird uns nun lehren?" Die Großen sprachen: „Wenn wir wenigstens doch noch Zeit gehabt, hätten „ihm Freude genug zu machen! Wenn er uns doch „als Dienstboten, Eheleute, Aeltern und Hauswirthe

„gesehen hätte, und wie wir, durch Gehorsam gegen „seine gute Lehren dann glücklich lebten!" Der Lehrer selbst war ganz bewegt; aber er faßte sich, und redete bey seinem Abschiede diese merkwürdigen Worte:

„Lieben Freunde, Große und Kleine! Ich danke „euch allen, daß ihr mich gern gehört habt. Euer „Gehorsam, weil ich bey euch war, und die Liebe, „die ihr mir stets bewieset, versichern mich dessen. „Aber es ist euch nützlich, daß ich euch verlasse. „Als ich bey euch war, da dachtet ihr nicht „genug selbst. Ihr verließt euch darauf, ich „würde schon für euch mitdenken. Und ihr sahet „überhaupt mehr auf den Lehrer, als auf die Lehre. „Nun ich euch aber verlasse, nun müßt ihr selbst „denken und überlegen; dieses aber hilft euch am „allermeisten. Denn ob ich euch gleich itzo verlasse, „so bleibt doch meine Lehre bey euch; und diese „wird euch noch nützlicher werden, als meine per„sönliche Gegenwart, wenn ihr sie durch öfteres „Nachdenken und Wiederholen recht zu ver„stehen und anzuwenden sucht" Joh. 16, 7.

103. Morgenlied einer frommen Magd.

Im Feld, im Haus, im Bett, im Stall,
Da soll ich fromm seyn überall:
So will es Gott, der diese Nacht
Mich schützte, daß ich bin erwacht.

Das Vieh schreyt mich um Futter an —
Ich will es pflegen, wie ich kann.
Für Lohn und Nahrung sollt ich nicht
Auch treu beweisen meine Pflicht?

Kein

Kein Schaden soll durch mich geschehn.
Man soll mich niemals müßig sehn.
Mehrt sich durch mich der Herrschaft Gut,
So lohnt mirs Gott, wenn sie's nicht thut.

Da lieben Thiere freßt euch satt!
Wohl dem, der Vieh zu warten hat!
Wie mancher hat nicht Vieh, nicht Brodt,
Und leidet sonst noch grosse Noth!

Mir fehlet nichts. Ich bin gesund.
Drum preis' ich Gott mit Herz und Mund!
Thu ich das meine gern und treu;
So leb und sterb ich Sorgenfrey.

104. Morgenlied des frommen Knechts.

Da zieh ich wiederum ins Feld,
Gesund an Gliedern, stark an Kräften,
Und lobe Gott, der mich erhält,
Und ruft zu nützlichen Geschäften.

Mein Brodtherr sieht mich itzo nicht,
Doch sieht mich Gott, der einst wird fragen:
Wie jeder seines Amtes Pflicht
Erfüllt in seinen Lebens Tagen.

Das Vieh ist meiner Hand vertraut,
Ich will es nicht unnöthig quälen.
Es fühlet Schmerz; und ders gebaut,
Wird seine stummen Klagen zählen.

Zu Schaden dingt man keinen Knecht;
Vielmehr des Nutzens viel zu bringen.
Wie nütz' ich nun, wie mach' ichs recht?
O möchte mirs doch wohl gelingen!

Mit Gott fang ich die Arbeit an,
Hilf Gott! daß ich sie auch vollende!
Wer seine Pfl.cht hat treu gethan,
Den schrecket nicht des Lebens Ende.

105. Lied des frommen Säemanns.

Den Saamen kann ich streuen;
Wer aber giebt Gedeyen?
Wer, als mein Gott, nur du!
Soll er in Halme schießen,
So muß ihn Gott begießen,
Da reichet Menschenkraft nicht zu.

Zu deinen Himmelshöhen
Erhebt sich, Gott, mein Flehen!
Mit Segen sieh herab
Auf Ackerwerk und Weide!
Füll unser Herz mit Freude,
Das deinem Schutz es übergab!

Beglückt mich Aerntesegen;
Weil Wärm und Wind und Regen
Du schenktest gnädiglich:
So will ich mich des Armen,
Der nicht gewann, erbarmen,
So segnest du einst wieder mich.

106. Lied des frommen Tagelöhners.

(Aus den Versuchen mit Gott zu reden.)

Du aller Menschen Gott und Herr!
Anbeten will ich, und Dich loben,
Du bist mein Gott nicht weniger,
Als aller, die Du hoch erhoben.

Nicht

Nicht alle konnten Reiche seyn —
Verschiedenheit erhält das Ganze.
Verschieden ist der Sterne Schein:
Verschieden Erde, Baum und Pflanze.

Mich setztest Du in einen Stand,
Den Müh und Arbeit stets begleiten.
Ich habe nichts, als diese Hand,
Mein täglich Brod mir zu bereiten.

Doch ferne sey die Schuld von mir,
Gerechter! über Dich zu klagen!
Auch diesen Muth hab ich von Dir.
Der stark ist, mein Geschick zu tragen.

Du knüpfest Glück an meinen Fleiß.
Was konntest Du mir bessers geben?
Gesundheit ist der Mühe Preis;
Geschäftigkeit verlängt das Leben.

Der Hunger kennt des Essens Lust,
Der sanfte Schlaf ist für den Müden.
Dies alles, Trägen unbewußt,
Dis alles hast Du mir beschieden.

Der Erde Güter sind ja Dein.
Wie du sie theilst, wer kanns verstehen?
Nie soll mein Auge neidisch seyn,
Nach andrer Glück hinauf zu sehen!

Auch

Auch bitt ich Dich um Reichthum nicht,
Nicht um Erlösung vom Geschäfte.
Gieb nur zur Uebung meiner Pflicht,
Mir ferner Muth und ferner Kräfte.

Mein Lohn ist klein, bald aufgezehrt:
Doch soll mir nicht vor Hunger grauen!
Der Sperling lebt, von Dir genährt:
Und ich? ich sollte Dir nicht trauen?

Und wenn, nach frommer Jugend Fleiß,
Mich Kraft und Sinnen einst verlassen;
Wirst Du, mein Gott! den schwachen Greiß
Im Alter doch nicht darben lassen.

Drum will ich stets mit Redlichkeit
Mein Tagewerk getreu verwalten,
Und die von mir versäumte Zeit
Gewissenhaft für Diebstahl halten!

Wenn mich der Tag zur Arbeit winkt;
Soll mein Gebet ihm schon begegnen;
Und wenn die Abendsonne sinkt,
Herr, deine Vatergüte segnen!

Wie herrlich ist doch die Natur!
Schön meines lieben Gottes Werke!
Mein Geist erhebt sich, wenn ich nur
Den kleinsten Theil davon bemerke.

Im Himmel werd ich mehr verstehn,
Da werden Engel mich belehren;
Da wird mein Auge Wunder sehn,
Da werd ich Jubellieder hören!

Oft

Oft gönnet Gott mir schon den Blick
In dieses Land der wahren Freuden —
Wie wunderbar wirst Du das Glück
Der armen Tugend dort entscheiden!

So nah' ich mich mit Heiterkeit
Dem Ende meiner sauren Tage.
Willkommen ist die Ruhezeit
Nach überstandner Müh und Plage

107. Abschiedslied eines frommen Soldaten.

Für Brüder und fürs Vaterland
Zu schützen Recht und Ruh,
Bekomm ich Waffen in die Hand,
Und Sold und Brod dazu.

Viel leichter ists am Pfluge stehn,
Als in der wilden Schlacht;
Doch ohne Gott kann nichts geschehn,
Er hats in seiner Macht.

Wills Gott, so ist auch Krieg uns gut.
Zwar weiß ich's wol nicht, wie?
Doch trau ich's Gott: und habe Muth;
Sey mein Beruf auch Müh.

Nicht plündern will ein tapfrer Mann,
Nicht mehren Landesnoth,
Nicht rauben (die ihm nichts gethan)
Den Armen Kleid und Brodt.

Ins Glied, wo seine Fahne weht,
Ihn fordert sein Geschick.
Fest wie ein Fels der Fromme steht,
Der Frevler bebt zurück.

Ists Wunder, daß entfliehet der,
Der nur ein Leben kennt?
Gott kennt der Tapfre — weiß, daß Er
Ihm noch ein zweytes gönnt.

Was wiegt ihm Leben oder Tod?
Nichts — gegen Treu und Pflicht
Wer die bedenkt, hat Muth in Noth,
Denn Gott verläßt ihn nicht.

E N D E.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochow, Friedrich Eberhard von, 1734-1805

Der Kinderfreund ein Lesebuch zum Gebrauch in Landschulen

Bd.: 2

Frankfurt 1783

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Päd.99#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11302178-3